1,20 DM/Band 168

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

Die Nacht des Schwarzen Drachen

von Jason Dark

Belgien/Luxemb. F 20 · Frankr. F 2,40 · Italien L 500 · Niederl. f 1,50 · Österr. S 9,- · Schweden kr 2,50 i.m. · Spanien P 30 · Schweiz Fr 1,50



Die Nacht des Schwarzen Drachen

Gespenster Krimi Nr. 168

von Jason Dark

erschienen am 30.11.1976

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Nacht des Schwarzen Drachen

»Wer es wagt, sich den Feinden des Schwarzen Drachen entgegenzustellen, wird gnadenlos vernichtet. Doch wer sich in seine Dienste begibt, wird Reichtum und Macht erringen. Macht über ein Heer von Menschen, das er nach seinem Willen lenken kann.«

Der Mann, der diese Sätze mit klopfendem Herzen las, hieß Li Wang. Zu lange schon hatte er auf diesen Augenblick gewartet, aber jetzt war es soweit. Der Schwarze Drache hatte London erreicht!

Wehe demjenigen, der sich ihm in den Weg stellte. Er würde einen grausamen, qualvollen Tod sterben, und seine Seele würde die Abgründe der Hölle auf alle Zeiten durchwandern. Die Herrscher der Finsternis waren mächtig. Und nichts konnte sie aufhalten.

Pete Ramsey drehte mit einem zufriedenen Lächeln auf den Lippen den Deckel der Thermosflasche zu. Der Rest Kaffee dampfte in einer Steinguttasse. Er war stark gesüßt und schmeckte ein wenig nach Zuckerwasser, aber das störte Ramsey nicht – er mochte den Kaffee so, wie seine Frau ihn kochte.

Aufseufzend lehnte sich Ramsey in seinen Drehstuhl zurück und nahm einen Schluck. Wie glühende Lava rann das Getränk durch seine Kehle und mobilisierte die Lebensgeister.

Das war auch gut so, denn einzuschlafen konnte sich Ramsey nicht erlauben in seinem Beruf als Nachtwächter. Er bewachte die große Lagerhalle der UNITED TRADE COMPANY – ein Vertrauensjob, den er seit drei Monaten innehatte. Es war wirklich ein Glücksfall in den Monaten der Arbeitslosigkeit. Vorher hatte er auf einer Kohlenzeche gearbeitet – unter Tage, bis ihn die Staublunge berufsunfähig machte. Und das mit achtundvierzig Jahren. Zwei lange Jahre hatte er krank gefeiert, drei Kuren hatte er hinter sich gebracht. Es war eine miese Zeit gewesen, und seine vierköpfige Familie hatte auf manches verzichten müssen. Aber nun schien Pete Ramsey das Glück wieder zu lachen.

Er war rundherum zufrieden.

Bedächtig packte er seine Sandwiches aus. Er klappte sie auseinander und nickte anerkennend.

Seine Blicke wanderten durch die Glasscheibe der kleinen Portiersloge hinaus in die Lagerhalle. Nur die Notbeleuchtung brannte und tauchte die riesige Halle in ein geisterhaftes Licht. Aufgereiht standen die großen Gabelstapler nebeneinander, mit der Front zur Halle hin, in der die unzähligen Kisten und Kästen lagerten. Diese UNITED TRADE COMPANY war schon ein gigantisches Unternehmen. Pete Ramsey spülte den letzten Bissen hinunter, rauchte noch eine Verdauungszigarette und begann dann mit seinem zweiten Rundgang.

Die Uhr zeigte exakt dreißig Minuten nach Mitternacht. Wie immer war Pete Ramsey pünktlich.

Es war grabesstill in der großen Halle. Pete Ramsey ging durch einen schmalen Gang. Stahlregale bildeten die beiden Seiten.

In den Regalen stapelten sich Kisten und Mini-Container. Die gesamte Ladung war systematisch geordnet, Zahlen und Fakten in einem Computer gespeichert, der auf Knopfdruck hin die genaue Position angab, wo sich die eine oder andere Ladung befand.

Ein raffiniertes, technisch ausgeklügeltes System.

Pete Ramsey war Optimist. Er glaubte noch immer an das Gute im Menschen und ahnte nicht, daß er sich noch sehr täuschen sollte.

Pete hielt die schwere Stablampe in der Rechten und bog jetzt in den breiteren Hauptgang ein, von dem schachbrettartig immer weitere Gänge abzweigten. Ramsey hatte mal einen Stadtplan von Manhattan

gesehen und Parallelen zu diesem großen Lagerhaus festgestellt. Sogar der Verkehr war hier geordnet worden. Es galt das Einbahnstraßenprinzip.

Ramsey ging weiter. Er verließ den Hauptgang und betrat einen schmaleren, der bis zur Nordseite der Halle fiihrte. Dort war auch eine Kontrolluhr angebracht, die der Nachtwächter zu bedienen hatte.

Drei Minuten vor eins hatte er die Uhr erreicht.

Pete Ramsey hängte die Stablampe an sein schwarzes Lederkoppel und holte einen Stechschlüssel aus der Hosentasche.

Da hörte er das Geräusch!

Pete Ramsey ließ den kleinen Schlüssel sinken und hakte die Taschenlampe los.

Er ging ein paar Schritte vor und blieb lauschend stehen.

Das Geräusch wiederholte sich nicht.

Ramsey zuckte mit den Schultern. »Werde mich wohl getäuscht haben«, murmelte er.

Dann steckte er den Schlüssel in die dafür vorgesehene Öffnung und drehte die Kontrollanzeige.

Dabei glitt sein Blick nach rechts und fiel auf eine etwa sarggroße Kiste, die im untersten Fach des Stahlregals stand.

Der Nachtwächter bückte sich und leuchtete die Kiste ab.

Sie sah tatsächlich aus wie ein Sarg.

Pete Ramsey fühlte einen Schauer den Rücken hinabrieseln. Sollte vielleicht hier ein Toter aufbewahrt worden sein? Doch dann sah er die fremdartigen Schriftzeichen, die mit Fettkreide auf das Holz gemalt worden waren.

Chinesische Schriftzeichen. Und als Ramsey näher hinsah, erkannte er, daß die Kiste aus Hongkong kam.

Nee, sagte er sich. Da ist bestimmt kein Toter drin.

Den guten Pete Ramsey hatte jetzt die Neugierde gepackt. Er versuchte, die Kiste hochzuheben, und wunderte sich, wie leicht sie war. Schmugglergeschichten kamen ihm in den Sinn, und er dachte an Rauschgift aus Fernost. So nämlich hatte ein Film geheißen, den er sich angesehen hatte.

Der Nachtwächter mußte wieder einen Teil des Weges zurückgehen, um den nächsten Kontrollpunkt anlaufen zu können.

Es war nur wenige Yards vom Haupteingang entfernt, da hörte er die Schritte.

Augenblicklich blieb Ramsey stehen.

Sein Arm, der die Lampe hielt, zuckte hoch.

Der Lichtstrahl warf einen hellen Kreis in den Hauptgang. Mit der rechten Hand öffnete Ramsey die Klappe der kleinen Pistolentasche und holte die Gaspistole hervor.

Schweiß sammelte sich in seinem Nacken und lief in den

Hemdkragen.

Vor der Einmündung zum Hauptgang blieb der Nachtwächter stehen.

Er nahm allen Mut zusammen und rief: »Hallo, ist da jemand?«… jemand… jemand…

Nur das Echo seiner eigenen Stimme antwortete ihm.

Und doch hatte er sich nicht getäuscht. Dessen war sich Pete Ramsey sicher.

Er schlich in den Hauptgang. In der Linken die Lampe, in der Rechten die Gaspistole.

Der Lampenstrahl wanderte über die Regale, wurde von blankgeputzten Eisenteilen reflektiert – und…

Pete Ramsey erstarrte zur Bewegungslosigkeit.

Keine zwei Yards vor ihm stand eine Gestalt.

»Keinen Schritt näher!« rief der Nachtwächter mit zitternder Stimme. »Ich – ich schieße!«

Der unbewaffnete Eindringling streckte beide Arme vor. »Aus dem Weg, du Narr!« erwiderte er mit dumpfer Stimme. »Du wirst die Henker des Drachen nicht aufhalten können!«

»Das wollen wir doch mal sehen!« schrie Pete Ramsey. »Ich werde dich der Polizei übergeben. Ich…«

Im selben Augenblick hörte der Nachtwächter hinter seinem Rücken das leise, teuflische Lachen.

Der Kerl mit der Maske war nicht allein. Ein weiterer Eindringling stand vor Ramsey. Er hätte der Zwillingsbruder des anderen sein können, trug auch den dunklen Anzug und hatte eine Maske vor dem Gesicht.

Nur etwas war anders.

Dieser Kerl hatte eine MPi, deren Mündung genau auf die Brust des Nachtwächters zeigte…

Pete Ramsey riß beide Arme hoch. Dabei ließ er vor Schreck die Gaspistole und die Taschenlampe fallen. Die Lampe fiel so unglücklich auf den Boden, daß Glas und Birne zerplatzten. Die beiden Einbrecher sprachen kein Wort. Jetzt – im Licht der Notbeleuchtung – sah der Kerl mit der Maschinenpistole noch drohender aus. Ramsey vermeinte, hinter den Schlitzen der Maske zwei teuflisch funkelnde Augen zu erkennen, aber das war wohl nur Einbildung.

Der Nachtwächter faßte sich wieder. »Was – was wollt ihr hier?« fragte er. Seine Stimme zitterte, die Worte waren kaum zu verstehen.

Die Einbrecher gaben keine Antwort.

Sekunden vergingen.

Pete Ramsey sammelte all seinen Mut. »Nehmt, was ihr braucht«, rief er mit lauter Stimme. »Ich werde euch nicht verraten, ich schwöre es. Glaubt mir.«

Plötzlich zuckte etwas vor Pete Ramseys Augen vorbei, und im

nächsten Augenblick spürte er den gewaltigen Druck an seiner Kehle.

Eine Seidenschlinge!

Eine mörderische Waffe in der Hand eines Fachmanns.

Gnadenlos zog der Würger zu. Die Schlinge grub sich wie ein Messer in die Haut des Halses.

Pete Ramsey röchelte.

Er wurde nach hinten gerissen, fiel aber nicht auf den Boden, sondern wurde vom Druck der Schlinge in einer Schläglage gehalten.

Ruhig sah der Mann mit der Maschinenpistole zu, wie sein Kumpan den Nachtwächter tötete.

Nach einer Minute ließ der Mörder von seinem Opfer ab.

Schwer fiel der Mann auf den Steinboden. Sein Gesicht war verzerrt, die Schlinge hatte am Hals tiefe Streifen hinterlassen.

Die beiden Männer flüsterten sich ein paar Worte zu. Es waren für europäische Ohren fremdartige Laute. Die Männer sprachen chinesisch. Der Mann mit der MPi hängte die Waffe über seine Schulter, dann bückte er sich und faßte die Beine des Toten. Sein Kumpan packte den Nachtwächter unter beide Achseln. Anschließend verfrachteten sie die Leiche in ein leeres Regal. Die beiden Einbrecher kannten sich in dem Lagerhaus aus. Sie mußten ausgezeichnete Informationen haben, denn sie umgingen die versteckten Kontakte der Alarmanlage mit traumwandlerischer Sicherheit.

Behutsam zogen sie die Kiste aus dem Regal, stellten sie nochmals auf den Boden, legten dann beide Hände gegen die Brust und neigten die Köpfe.

Eine Minute blieben sie in dieser demütigen Haltung stehen, dann faßten sie die Kiste und trugen sie vorsichtig durch den Gang. Sie erreichten den Hauptgang und bewegten sich in Richtung Ausgang. Sie passierten die leere Portiersloge und gingen bis zu einer in der Wand eingelassenen grauen Schalttafel, die zahlreiche Knöpfe aufwies.

Die beiden Männer stellten die Kiste ab. Der Mörder des Nachtwächters drückte auf den untersten Knopf.

Lautlos rollte das schwere Eisentor zur Seite. Die Lager waren sorgfältig geölt.

Die Männer verließen mit ihrer Beute die Halle.

Einer ging noch einmal zurück und betätigte einen anderen Knopf, der das Tor wieder in seine ursprüngliche Lage zurückgleiten ließ.

Ehe es sich völlig schließen konnte, schlüpfte der Maskierte nach draußen.

Sein Kumpan hatte inzwischen die Maske abgenommen.

Die Nacht war mondhell und warm. Ein paar hundert Yards entfernt begannen die Piers, an denen die großen Frachter anlegten. Momentan wurde nachts nicht gearbeitet, einige Dockarbeiter streikten. Ein Umstand, der den beiden Einbrechern

entgegengekommen war.
Auch der zweite Mann hatte jetzt seine Maske abgenommen. Es war ebenfalls ein Chinese, allerdings war sein Schädel kahl rasiert, und von der Stirn bis zum Nasenrücken zog sich eine blutrote Messernarbe.
Ganz in der Nähe brummte der Motor eines Wagens auf, und dann bog das Auto auch schon um eine Ecke.
Es war ein hell angestrichener Wäschereiwagen. Ein Ford mit einer relativ großen Ladefläche. Auf den beiden hinteren Türen war der Name der Wäscherei zu lesen.
Li Wang – blitzsauber – blitzschnell!
Der Wagen – er fuhr ohne Licht – stoppte. Der Fahrer hatte die Scheibe heruntergekurbelt und seinen Kopf aus dem Fenster gesteckt.
»Alles in Ordnung?« fragte er.
Die beiden Einbrecher nickten.
Der Wagen fuhr an. Er verließ die breite Pierstraße und bog in die Herring Street ein, die dicht an der Tower Bridge vorbeifährt. Erst jetzt schaltete der Fahrer die Scheinwerfer ein.
Die nächtliche Fahrt dauerte ungefähr zwanzig Minuten.
Schließlich bog der Wagen in eine schmale Hofeinfahrt ein und rumpelte ein Stück über Kopfsteinpflaster, bis er abgebremst wurde.
Schritte näherten sich dem Auto.
Schon wenig später wurde die Tür aufgezogen.
Mehrere Männer hatten sich um den Wagen versammelt. Es waren Chinesen und alle gleich gekleidet, bis auf einen hageren, hochaufgeschossenen Mann, der einen langen schwarzen Umhang trug, auf den ein blutroter Drachen gestickt war.
Mit gemessenen Schritten trat er näher, bis er den Rand der Ladefläche erreicht hatte und mit dem Knie dagegenstieß.
Die beiden Einbrecher hatten sich von den Sitzbänken erhoben.
»Wir haben den Auftrag erfüllt, Herr«, sagten sie und verneigten sich.
»Es ist gut. Ihr könnt gehen!«
Die Stimme des hochgewachsenen Mannes klang leidenschaftslos, kalt, ohne einen Funken Gefühl.
»Tragt die Kiste in den Tempel«, sagte er dann.
Vier Chinesen betraten die Ladefläche. Auch sie verneigten sich vor der Kiste, dann hoben sie sie behutsam hoch.
Alles geschah lautlos, nicht ein Wort wurde mehr gesprochen. Eine kleine Prozession bildete sich. An der Spitze ging der Anführer in seinem langen Drachenmantel. Ihm folgten die vier Kistenträger. Die anderen Männer schlossen sich an.
Der Hof war quadratisch und ziemlich groß. Er wurde an allen vier Seiten von hohen Häuserwänden begrenzt. Kein Licht brannte hinter den Fenstern, nur der Mond warf seinen fahlen Schein in das Geviert.

Vor einer Eisentür stoppte die Prozession.
Ein Chinese lief nach vorn und schloß die Tür auf.
Fackelschein drang bis hinaus auf den Hof. Räucherstäbchen verbreiteten süßlichen, modrigen Geruch.
Die Prozession tauchte in den vom Fackelschein erhellten Gang. Er war ziemlich breit und endete vor einer Treppe, die in die Tiefe führte.
Die Männer bewegten sich die Stufen hinunter.
Zwanzig Stufen führten zu einem Gewölbe. Früher waren hier Keller gewesen, aber die Chinesen hatten die Mauern herausgerissen, so daß ein riesiger Saal entstanden war, in dessen Mitte ein Thron stand.
Der Drachenthron!
Der Mann mit dem Drachenumhang stieg auf den Thron und nahm auf der muschelförmigen Sitzfläche Platz.
Seine Diener waren in respektvoller Entfernung vor den Stufen stehengeblieben und warteten auf Befehle.
Der Meister ließ seine Blicke durch das Gewölbe gleiten. Es gab keine kahlen Mauern mehr, sie waren mit dunklen Tüchern verhängt, die alle das Bild des Schwarzen Drachen zeigten und außerdem noch mit magischen Sprüchen bestickt waren.
Brennende Kerzen – sie standen in eisernen Haltern – tauchten das Gewölbe in ein geheimnisvolles Zwielicht.
Der Meister, der auf dem Thron des Drachens saß, wußte, daß er sich auf seine Anhänger verlassen konnte. Was in den nächsten Minuten geschehen würde, durfte nie an die Außenwelt dringen und das Ohr eines Fremden erreichen.
Denn die uralten magischen Beschwörungen waren nur für Eingeweihte bestimmt.
Der Meister hob den rechten Arm in die Waagerechte und beschrieb einen Halbkreis.
Steif wie Zinnsoldaten standen seine Diener vor den Stufen des Throns.
Die Zeit war reif, und die Beschwörung konnte beginnen.
»Öffnet die Kiste«, sagte der Meister.
Mit diesen Worten nahm das Grauen seinen Anfang…

***

Fingerdicke Nägel bogen das Holz. Zwei Chinesen hatten an Kopf- und Fußende der Kiste Stemmeisen angesetzt. Holz splitterte. Späne flogen hoch, der Deckel ächzte in den Fugen.
Dann war es geschafft. Die sargähnliche Kiste war offen.
Stumm traten die beiden Chinesen zurück, machten ihrem Meister Platz. Der hochaufgeschossene Mann erhob sich von seinem Drachenthron. Mit gemessenen Schritten ging er die Stufen hinab und

blickte auf seine Anhänger, die ehrfurchtsvoll den Kopf geneigt hatten.

Vor der Kiste blieb der Meister des Drachen stehen.

Jemand leuchtete mit einer Fackel.

Der Meister sah in die Kiste.

Da lag sie! Die Mumie des Drachengotts!

Ein tiefer Atemzug hob die Brust des Meisters. Jahrelang hatte er geforscht, hatte sich mit geheimnisvollen Kulten und uralten Riten beschäftigt und hatte unter Todesgefahr die Mumie aus dem fernen China herbringen lassen.

Jetzt war sie hier!

Ihre Kraft würde ihn beflügeln. Er würde die Metamorphose durchmachen und der Nachfolger des Drachengotts werden.

Die Mumie war klein, ein häßliches Gebilde, mit einem grünen, fettig glänzenden Leib. Aber sie war ein Dämon, der vor urlanger Zeit in einem Land, das sich heute China nennt, regiert hatte. Durch die Sagen und Legenden geisterte immer wieder sein Name.

Tschin – der Drachengott!

Grausam war seine Herrschaft. Er hatte übermenschliche Kräfte, beherrschte ein riesiges Reich, war Kaiserüber Menschen, endlose Wüsten und himmelhohe Berge. Bis eines Tages ein junger Mann bei ihm aufgetaucht war, dessen Mädchen er geraubt hatte. Der junge Mann hatte den Dämon zu einem Kampf aufgefordert – und ihn durch einen Trick besiegt. Damit war die Schreckensherrschaft zu Ende gewesen, doch Anhänger des Drachengottes hatten den halbverbrannten Körper wegschaffen und einbalsamieren können. Anschließend hatten sie ihn in einem riesigen Felsengrab zur Ruhe gebettet. Die Jahrhunderte vergingen. Es ist oft nach dem Grab des Drachengottes geforscht worden, aber erst dem Meister war es gelungen, diesen Hort des Bösen zu finden, Danach hatte es noch einmal unendliche Mühe gekostet, die Mumie nach England zu schaffen.

Doch der Meister, der in Wirklichkeit Li Wang hieß, hatte auch dies geschafft.

Faszinierend sah er die Mumie an. Dann bückte er sich und hob sie behutsam aus der Kiste.

Li Wang erschrak, als er die beiden Augen sah. Sie sahen aus wie zwei helle Glasmurmeln. Der Meister hatte auf einmal das Gefühl, als würde in dem Körper noch geheimnisvolles Leben schlummern, das nur darauf wartete, geweckt zu werden.

Uralte Riten mußten beschworen werden, das Blut eines unschuldigen Mädchens sollte fließen.

Das Mädchen war da…

Li Wang fühlte die innere Erregung, die ihn gepackt hatte. Er konnte ein Zittern seiner Hände nicht unterdrücken, als er die Mumie auf den

muschelförmigen Sitz des Throns legte.
Die Luft in dem geheimnisvollen Gewölbe schien sich verändert zu haben. Deutlich spürte der Meister die Ausstrahlung des Bösen. Fremde, schreckliche Gedanken drangen in sein Hirn.
Töte sie. Das Blut des unschuldigen Opfers soll dem Drachengott die Rückkehr ermöglichen.
Li Wang gab sich einen innerlichen Ruck. Jetzt gab es kein Zögern mehr. Er hatte den ersten Schritt getan und mußte auch den zweiten wagen.
»Holt die Schale!« befahl er.
Zwei seiner Diener verließen den Halbkreis. Sie verschwanden im Hintergrund des Gewölbes und verschmolzen dort mit dem diffusen Dämmerlicht.
Die Schale war etwas Besonderes. Sie war aus einem magischen Stein geschlagen worden und glänzte wie Metall. Je nachdem, wie das Licht darauf fiel, schimmerte sie mal bläulich, dann rot oder auch grünlichgelb.
»Und jetzt das Mädchen!« rief der Meister.
Seine innere Erregung hatte sich verslärkt. Er spürte, wie nahe er dem Ziel war. Nichts konnte ihn jetzt noch aufhalten. Nichts…
Das Mädchen wurde herbeigeschleppt.
Vor den Stufen des Throns legten die Chinesen das Opfer zu Boden.
Jeder Diener wußte jetzt, was er zu tun hatte. Stark duftende Räucherstäbchen wurden herbeigetragen und auf dem Boden zu geheimnisvollen Figuren aufgebaut. Es waren magische Symbole aus dem Reich der Finsternis.
Andere Diener fachten die Holzkohle in den eisernen Pfannen an. Die Kohle begann stärker zu glühen und übergoß die Gesichter der Menschen mit einem blutroten Schimmer.
Der Meister selbst streute das geheimnisvolle Pulverüber die Kohle. Das Pulver schimmerte bläulich, und jetzt, als es mit der Kohle in Berührung kam, quollen dicke Rauchwolken gegen die Decke des Gewölbes.
Der Drachenkult war endgültig zum Leben erweckt worden! Der Schwarze Drache sollte und würde triumphieren!
Langsam näherte sich Li Wang dem ohnmächtigen Mädchen. Hoch schwang er das Schwert über den Kopf, dann raste die blitzende Klinge auf den Nacken des Mädchens zu…
Die Diener des Drachen waren in Ehrfurcht und Angst erstarrt.
Sie knieten auf dem Boden, hatten ihre Stirnen gegen das kalte Gestein gepreßt – und hörten plötzlich wie aus einer unendlichen Ferne eine grollende, angsterzeugende Stimme.
Es waren Laute, die menschlichen Ohren Schmerzen zufügten, die aus einer anderen Welt – aus einer anderen Zeit stammten und eine

Apokalypse des Grauens heraufbeschworen.
Es war die Nacht des Drachen.
Die Nacht des Todes!
Schreie gellten. Kreischende Laute, geboren in der tiefsten Hölle.
Das Atmen wurde zur Qual, und immer wieder brandeten die schrecklichen Schreie auf.
Etwas unbeschreiblich Grausames mußte in dem Gewölbe vor sich gehen.
Und dann sahen es die Diener des Drachen selbst.
Der magische Wind fegte den Rauch beiseite, gab die Blicke frei auf den Drachenthron.
Die Augen der Diener weiteten sich entsetzt.
Es war unfaßbar, unvorstellbar!
Li Wang war verschwunden, und auch die Mumie war nicht mehr zu sehen.
Dafür saß eine andere Gestalt auf dem Thron. Sie schien einem Alptraum entsprungen zu sein.
Die Gestalt trug den Umhang des Meisters mit den beiden roten eingestickten Drachen. Sie hatte einen menschlichen Körper – doch den Kopf eines Drachens!
Die Beschwörung war gelungen.
Der Drachengott war auf die Erde zurückgekehrt.

***

Tom Quarry war Polizist. Er behauptete, das Chinesenviertel zu kennen wie seine eigene Westentasche. Bisher hatte ihm noch niemand widersprochen, schließlich arbeitete Quarry schon fünfzehn Jahre lang in dem Bezirk, der noch zum Stadtteil Soho zählte. Er hätte sich schon oft versetzen lassen können, aber er hatte immer darauf verzichtet. Das Chinesenviertel faszinierte ihn.
Auch die alten, schon längst abbruchreifen Häuser waren ein Teil dieser Stadt. Rattenlöcher war die richtige Bezeichnung für die Wohnungen, denn es gab nirgendwo in London so viele Hinterausgänge und geheime Schlupfwinkel wie in diesem Viertel.
In der Nacht vom dritten auf den vierten August hatte er wieder Dienst. Pünktlich um zweiundzwanzig Uhr verließ er das Revier. Allein diesmal, obwohl eine Zweierstreife Vorschrift war. Aber der chinesische Kollege hatte sich krank gemeldet, und so mußte sich Quarry allein auf den Weg machen.
»Gib auf dich acht, Tom«, sagte sein Sergeant zum Abschied. »Keine Angst, ich kenne mich aus.«
Quarry stammte aus Irland, lebte aber schon seit seiner Kindheit in London. Er war ein Bilderbuch-Ire, ein Kerl wie ein Baum, hatte fuchsrotes Haar und Hände wie Kohlenschaufeln. Dabei war er im

Gegensatz zu seinem Äußeren ein gutmütiger Typ, der sich besonders gut mit Kindern verstand. Bei der Tagschicht hatte er dann auch immer einen Schwarm hinter sich herlaufen. Die Kinder wußten genau, daß Onkel Tom eine Tüte Bonbons bei sich hatte, die dann jeweils nach einer Schicht leer war.

Auf der Greek Street, der westlichsten Straße Sohos, herrschte ein unbeschreiblicher Trubel. Stoßstange an Stoßstange schoben sich die Autos voran, um irgendwann in die Seitenstraßen abzubiegen, die in die Vergnügungsviertel führten.

In Soho pulsierte das Leben.

Die Leuchtreklamen der Bars und Kneipen warfen blitzende Lichtkaskaden auf den Asphalt. Sogenannte Portiers standen vor den Eingängen und lockten zahlungskräftige Touristen mit lauten Anreißparolen.

Aber das alles gehörte zu Soho. Quarry und seine Kollegen hatten nur darauf zu achten, daß das Temperament nicht überschäumte.

Nach dreihundert Yards verließ Quarry die Greek Street und bog in eine schmale Stichstraße ein, die geradewegs in das Chinesenviertel führte.

Lärm und Trubel waren wie abgeschnitten.

Wo sonst die Leuchtstoffröhren mit den fremdartigen Buchstaben blitzten, war fast alles dunkel.

Irgend etwas ging hier vor. Aber was?

In den Nischen der Häuser drückten sich lichtscheue Gestalten herum, und als Quarry einmal mit seiner Lampe leuchtete, stellte er fest, daß er nur Weiße vor sich hatte. Keine Chinesen.

Das war noch seltsamer.

Tom Quarry blieb stehen und nagte auf der Unterlippe. Er wurde das Gefühl nicht los, daß in dieser Nacht etwas passierte. Sicherheitshalber holte er sein Walkie-talkie hervor und gab eine Meldung an das Revier durch.

Aber auch dort wußte man von nichts. Quarry erhielt den Auftrag, weiterzuforschen. Eine Verslärkung lehnte er ab. Noch war ja nichts geschehen.

Wäschereien, Andenkenläden, Bäder – alles war dunkel.

Schließlich fand Quarry ein kleines Lokal, das geöffnet hatte. Der Polizist kannte den Besitzer. Es war ein uralter Chinese, der wie ein vertrockneter Gnom wirkte.

Quarry betrat das Lokal. Die Schnüre eines Perlenvorhangs klapperten gegeneinander.

Zwei Tische waren besetzt. Zwei französische Ehepaare saßen dort und speisten. Quarry, der ihre Sprache ein wenig verstand, hörte, wie sie sich lobend über das Essen ausließen.

Der Beamte grüßte freundlich und suchte den Besitzer. Er wußte,

daß die dunkel gebeizte Tür an der rechten Seite des Lokals zu den hinteren Räumen führte, und Quarry wollte schon darauf zusteuern, als die Tür geöffnet wurde.

Der alte Pe stand auf der Schwelle. Er trug einen dunklen, altmodisch geschnittenen Anzug, der ihm viel zu weit war. In seinem faltigen Gesicht leuchteten die Augen wie zwei helle Steine, und sein Lächeln wirkte eingefroren.

Der alte Pe verneigte sich. »Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?« fragte er mit leiser Stimme.

Quarry wies mit dem Kopf auf die Franzosen. »Können wir hier reden?«

»Ich habe keine Geheimnisse.«

Das denkst auch nur du, dachte Quarry.

Er und der Alte setzten sich an den Tisch direkt neben dem Perlenvorhang.

Das Lokal hatte seine beste Zeit schon hinter sich. Die Tapeten waren vergilbt, der Teppich wies Flecken auf, und die Bilder an den Wänden hatten den Staub angezogen wie Magnete.

Der alte Pe bot Quarry eine Schale Reiswein an, doch Tom lehnte ab. Er trank nie im Dienst.

»Du kannst mir aber trotzdem einen Gefallen tun«, sagte Quarry.

Pe neigte den Kopf. »Wenn ich kann – gern.«

»Gut.« Quarry legte die Hände übereinander. »Was geht hier im Viertel vor?«

Pe hob den Blick. »Ich verstehe Sie nicht.«

»Tu doch nicht so, zum Teufel. Ich kenne dieses Revier seit Jahren, und nie habe ich des Nachts diese beängstigende Stille erlebt. Es brennen kaum Lichter, nur wenige Lokale haben geöffnet, von deinen Landsleuten ist so gut wie keiner zu sehen. Daß hier etwas nicht stimmt, sieht ein Blinder mit dem Krückstock.«

»Es ist alles normal, Sir«, lautete Pes Antwort.

Quarry schlug mit der Faust auf den Tisch, so daß die Gäste erschreckt zu ihm herüberschauten. »Willst du mich an der Nase herumführen, Pe? Was geschieht in dieser Nacht?«

Pe erhob sich. »Entschuldigen Sie mich, aber ich habe in der Küche zu tun.«

Quarry hielt den Chinesen am Ärmel seines Jacketts fest. »Nur nicht so eilig, Pe. Du weißt, wir Iren sind stur.«

»Lassen Sie mich los!«

In Pes Augen blitzte plötzlich ein kaltes, nahezu unheimliches Feuer, das den Polizisten veranlaßte, ihn loszulassen.

»Mir scheint, hier ist mal wieder eine Razzia fällig, mein Freund.«

Der Chinese hob die Schultern, verneigte sich und verschwand mit schnellen, lautlosen Schritten durch die Tür, durch die er gekommen

war.

Quarry stand ebenfalls auf.

Grußlos verließ er das Lokal.

Tom Quarry entschloß sich, dem Phänomen auf den Grund zu gehen. Ausgerechnet heute war sein chinesischer Kollege nicht da. Ob da ein Zusammenhang bestand?

Quarry wollte es genau wissen. Er wußte, wo sein Kollege wohnte, und wenn er tatsächlich krank war, würde er ihn zu Hause antreffen.

Tom Quarry ging los. Er ging durch enge, menschenleere Gassen und wußte nicht, daß er aus Dutzenden von Augenpaaren beobachtet wurde.

Schließlich stand er vor Hang Taus Haus.

Es war ein schmalbrüstiges Gebäude mit einer roten Ziegelsteinfassade und einer Souterrainwohnung. Solche Häuser fand man zu Hunderten in London.

Eine Klingel gab es nicht, Quarry mußte klopfen.

Er hatte eigentlich schon gar nicht mehr damit gerechnet, daß geöffnet wurde, da hörte er Schritte.

Ein Türspalt tat sich auf. Quarry sah in ein ängstliches Augenpaar.

Der Ire lächelte und sagte: »Entschuldigen Sie bitte die Störung, mein Name ist Tom Quarry. Kann ich Hang Tau sprechen?«

Erst jetzt bemerkte Tom, daß das Gesicht einer Frau gehörte. Dann sagte eine Stimme. »Mein Sohn ist nicht da.«

»Aber er hat sich krank gemeldet.«

»Ich weiß es nicht.«

»Wissen Sie denn, wo Ihr Sohn hingegangen ist?«

»Nein. Er sagt es mir nie. Aber er ist ein guter Polizist, wenn Sie das meinen.«

»Das weiß ich, Mrs. Tau. Nur – eh…«

Quarry wußte plötzlich nicht mehr, was er noch sagen sollte.

»Dann entschuldigen Sie bitte«, meinte er, »und wenn Hang zurückkehrt, dann sagen Sie doch bitte, daß er auf mich warten soll. Ich komme noch mal vorbei.«

»Ja, ich werde es ihm bestellen.«

Die Tür wurde wieder geschlossen.

Abermals hatte Quarry nichts erfahren. Was war nur los in diesem verdammten Viertel? Spielten denn jetzt schon die Polizisten verrückt? Und Hang Tau war ein guter Polizist. Bis zum heutigen Tag jedenfalls.

Tom Quarry stand in völliger Dunkelheit. Er war so in seine Gedanken versunken, daß er die Schritte oben auf dem Bürgersteig nicht hörte. Es waren zwei Männer, die sich dem Haus näherten.

Quarry setzte sich wieder in Bewegung. Sein Fuß berührte bereits die zweite Stufe, als am Ende der Treppe eine Gestalt auftauchte.

Quarry drückte seine am Koppel hängende Taschenlampe hoch und

schaltete sie ein.

Der Lichtpfeil schnitt durch die Dunkelheit und riß eine drahtige Männergestalt aus der Schwärze der Nacht.

Es war Hang Tau. Geblendet kniff er die Augen zusammen, und er zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen, als Tom Quarry mit scharfer Stimme sagte: »Ich schätze, du bist mir eine Erklärung schuldig, mein Freund…«

***

Hang Tau drehte den Körper zur Seite, preßte sich gegen die Hauswand und versuchte so, aus dem Zentrum des grellen Lichtkegels zu gelangen.

Tom Quarry schwenkte den Arm mit der Lampe ein wenig nach links. Jetzt nagelte der Strahl den chinesischen Polizisten wieder fest.

Hang Tau hob den Arm, winkelte ihn an und schützte seine Augen vor der blendenden Helligkeit.

»Mach doch die Lampe aus, verdammt«, sagte er.

Quarry lachte. »Gleich, mein Freund, gleich. Erst beantwortest du mir ein paar Fragen. Zum Beispiel, warum du dich hast krankschreiben lassen.«

»Das ist meine Sache.«

»Mensch, noch so eine Antwort, und ich reiße dir den Schädel vom Kopf. Du bist Polizist, Hang Tau, denk daran, und du hast einen Eid geschworen. Wenn du Schwierigkeiten hast, dann sag es mir, zum Teufel.«

Tom Quarry senkte die Hand mit der Lampe. Der Lichtfinger übergoß nun die ausgetretenen Stufen mit seiner Helligkeit.

»Was ist? Willst du nicht herkommen?« fragte Quarry.

Hang Tau schüttelte den Kopf. »Tom«, sagte er, »wir haben uns immer gut verstanden. Und deshalb gebe ich dir eine Chance. Verschwinde, hau ab! Versteck dich in irgendeinem Loch, und halte Ohren und Augen zu. Es ist besser für dich!«

»Was geht in Soho vor?« Quarry ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er glich einem Bluthund, der einmal eine Fährte aufgenommen hatte und nur noch durch eine Kugel gestoppt werden konnte.

Hang Tau hob die Fäuste. »Ich kann dir nichts sagen, Tom. Also verschwinde. Am besten sogar in eine andere Stadt. In London wird bald die Hölle los sein. Die ruhigen Zeiten sind vorbei, Tom. Hier in Soho nimmt alles seinen Anfang. Keine Macht der Welt kann ihn noch aufhalten, und ich gehöre zu ihm.«

»Wen kann man nicht aufhalten? Von wem sprichst du überhaupt, Hang Tau?«

»Ich meine – ach, verdammt!« Hang Tau schüttelte wild den Kopf. »Du willst es nicht anders haben, Tom.«

Längst hatte Hang Tau seinen Kumpan bemerkt, der in Quarrys Rücken gelangt war und über dem Polizisten oben auf dem Bürgersteig stand. Ein Messer funkelte in der Hand des Chinesen.

Er hockte dort wie ein sprungbereites Raubtier. Wie festgeschmiedet lag das Messer in seiner Rechten.

Der Chinese sprang. Er ließ sich einfach fallen, wollte Quarry das Messer mit einem wuchtigen Stoß in den Rücken rammen. Quarry stieß gegen die Wand.

Der Chinese konnte seinen Sprung nicht mehr korrigieren. Die Hand mit dem Messer stieß vor, und die Klinge drang Tom Quarry von oben her in die rechte Schulter.

Quarry hatte das Gefühl, der Stich würde sich durch seinen gesamten Körper fortsetzen, bis hinein in die Zehenspitzen.

Explosionsartig kam der Schmerz.

Ein Blutstrom quoll aus seiner Schulter, wurde von der Uniformjacke kaum noch aufgesogen.

Quarry wankte.

Der Chinese lag neben ihm am Boden. Er war mit dem linken Fuß auf der Kante der untersten Stufe gelandet und krümmte sich vor Schmerzen. Wahrscheinlich war der Fuß gebrochen, doch nicht ein Laut drang aus dem Mund des Mannes.

Quarry war der Mann in diesen Augenblicken egal. Ihn interessierte Hang Tau, der blaß vor Entsetzen noch immer auf der Treppe stand.

Tom Quarry raffte seine Kräfte zusammen. Er biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten, und wankte wie ein angeschossener Grizzly die Treppe hoch.

Hang Tau wirbelte herum. Mit einem Sprung hatte er das Ende der Treppe erreicht, drehte sich noch einmal kurz um und tauchte unter in der wattigen Dunkelheit.

Quarry fiel hin.

Lang schlug er auf das Pflaster. Seine Haut an der Stirn platzte auf, ein Blutfaden sickerte am Gesicht entlang.

Mühsam schnappte Quarry nach Luft. In der rechten Schulter pochte und hämmerte es, doch der Arm war taub bis hinunter zu den Fingerspitzen.

Mit der linken Hand versuchte Quarry an das Sprechfunkgerät zu gelangen. Er schaffte es erst beim dritten Anlauf. Sein zitternder Finger fand die Sprechtaste.

»Holt mich hier raus! Verdammt, so kommt doch…«

»Wer spricht?« Die kühle Stimme des Revierbeamten antwortete Tom Quarry.

»Ich – Quarry…«

»Was ist geschehen, Tom?«

»Verdammt, sie haben mich erwischt. Hang Tau – er – oh – kommt

endlich! Die Schmerzen bringen mich um den Verstand!«

»Wo bist du?«

»Chinesenviertel, Nicht weit von der Meard Street…«

Das Sprechfunkgerät rutschte Quarry aus der Hand. Er wollte nachgreifen, da war plötzlich ein Fuß, der es von ihm wegstieß. Quarry drehte den Kopf und wußte noch im selben Atemzug, daß es aus war.

Drei Chinesen hatten ihn eingekreist. Einer von ihnen war Hang Tau. Messer blitzten in sehnigen Fäusten.

In Quarrys Augen stand das Nichtbegreifen. »Warum, Hang Tau? Warum?« flüsterte er.

»Du bist gegen den Schwarzen Drachen. Der Schwarze Drache tötet seine Gegner. In der heutigen Nacht feiern wir seine Wiedergeburt – und deinen Tod, Tom Quarry.«

Dann stieß Hang Tau zu. Während die anderen beiden Chinesen die Stufen hinunterliefen und ihren verletzten Kumpan holten, beendete Hang Tau sein Werk.

***

John Sinclair war Oberinspektor bei New Scotland Yard, dieser Polizeiorganisation, die Geschichte gemacht hatte. Als er an diesem Tag aus der Mittagspause zurückkehrte, lag bereits ein Zettel auf seinem Schreibtisch.

John nahm das Papier und las. Wieder einmal imßte er über die kindliche Handschrift seiner Sekrelärin lächeln.

»Sie möchten einen Mr. Li Tse Feng anrufen!«

John warf den Zettel in den Papierkorb und gönnte sich eine Verdauungszigarette.

Li Tse Feng, den Namen kannte er. Sehr gut sogar. Li Tse Feng war – ohne zu übertreiben – ein sehr reicher Mann und hatte eine bildhübsche Tochter. Suzy hieß sie. Ja, John erinnerte sich.

Er hatte sie eigentlich durch ihren Vater kennengelernt. Li Tse Feng steckte mal in einer bösen Erpressungsgeschichte, und John hatte ihn damals rausgehauen. Seit dem Tag waren er und der Chinese Freunde. Aber das war alles schon Jahre her, und sie hatten sich danach kaum gesehen.

Und jetzt dieser Anruf.

Steckte Li Tse Feng vielleicht in einer Klemme?

»Mal sehen, was er will«, murmelte John und suchte die Telefonnummer des Chinesen.

Er wählte durch, und als sich eine helle Mädchenstimme meldete und nach seinen Wünschen fragte, ließ sich John mit Li Tse Feng verbinden.

»Ja?« Die Stimme klang rauh.

»Sinclair hier.«

»Sie schickt der Himmel! Endlich!« Die Antwort war wie ein Aufschrei. »Können Sie zu mir kommen, John?«

»Natürlich. Worum geht es denn?«

»Das kann ich Ihnen am Telefon nicht sagen. Aber seien Sie versichert, ich habe Sie nicht ohne Grund anrufen lassen.«

»Okay, Li, ich schwinge mich in meine Mühle.«

»Nein, John, das ist nicht nötig. Mein Chauffeur wartet bereits vor dem Yard, ich werde ihm über Autotelefon Bescheid geben.«

»Ganz wie Sie wollen.«

John stand auf und zog sich sein leichtes Sommerjackettüber, so daß seine Waffe nicht zu sehen war. Er hinterließ eine Nachricht mit seinem Ziel und fuhr mit dem Lift nach unten. Als er in der Halle stand, wurde er auf einen Vorgang aufmerksam, der ihm einen Stich gab. An der Querwand der Eingangshalle befand sich unter einem Glaskasten ein Buch, in dem die Namen der im Dienst gestorbenen Polizisten eingetragen waren. Egal, ob Uniformierte oder Zivile.

Zwei Beamte waren dabei, wieder einen Namen nachzutragen. John sah ihnen über die Schulter und las.

Tom Quarry!

Sinclair kannte den Mann nicht, doch wieder einmal fragte er sich, wann er es sein würde, der in das Buch eingetragen wurde. Haarscharf war er oft nur dem Tod entronnen, und manchmal grenzte es an ein Wunder, daß er überhaupt mit dem Leben davon gekommen war.

Li Tse Fengs Chauffeur stand vor einem Rolls-Royce. Der Mann war ein Kraftpaket. Er trug zwar die graue Chauffeursuniform und hatte die Schirmmütze vorschriftsmäßig unter den Arm geklemmt, aber schon bei der Verbeugung, die er machte, als John einstieg, sah der Oberinspektor das Spiel seiner gewaltigen Muskeln.

Dieser Mann mußte Kräfte wie ein Bär haben.

»Ich bin Suko, Sir«, sagte er mit leiser, gar nicht zu seinem Äußeren passenden Stimme.

John nickte Suko freundlich zu. Der Chinese hatte ein etwas breites Gesicht, das immer lächelte.

Suko setzte sich hinter das Lenkrad und fuhr los.

John hatte es sich im Fond bequem gemacht. Er fand einen Minibarschrank und gönnte sich einen winzigen Schluck von dem sechzehn Jahre alten Whisky.

Li Tse Feng wohnte nicht weit von Piccadilly Circus entfernt in einem modernen Hochhaus. Der Chinese hatte dort eine halbe Etage gemietet und regierte sein Imperium mit fester Hand.

Li Tse Feng hatte sein Geld mit Speiselokalen gemacht. Geschickt hatte er den China-Trend ausgenutzt und eine Kette von über dreißig Feinschmeckerlokalen aufgezogen, die nicht nur in Soho, sondern über

ganz London verstreut waren.
Der Chinese war clever und außerdem nicht gerade zimperlich.
Der Fahrstuhl brachte Suko und John in das Allerheiligste. Es gab einen langen Flur, von dem zahlreiche Türen abzweigten. Das gedämpfte Klappern der elektrischen Schreibmaschinen bildete eine traurige Arbeitsmelodie.
Zwei Vorzimmer trennten den Besucher vom Büro des Chefs. John passierte beide sehr rasch und stand dann Li Tse Feng gegenüber.
Im ersten Augenblick hatte der Geisterjäger das Gefühl, in einen chinesischen Palast versetzt zu sein, wenn nicht der grcße Mahagonischreibtisch in der Mitte des Raumes gestanden hätte. Die chinesischen Seidenteppiche lagen übereinander, handgearbeitete Vitrinen und Stühle paßten sich harmonisch den mit Seidentapeten bedeckten Wänden des Raumes an. Kostbare Porzellanfiguren bildeten ein unauffälliges Beiwerk, und auf dem Schreibtisch stand ein kleiner, ewig lächelnder Buddha aus purem Gold.
Auch Li Tse Feng lächelte, doch dieses Lächeln erreichte seine Augen hinter der randlosen Brille nicht. John wußte sofort, daß der kleine Chinese in dem teuren, maßgeschneiderten grauen Anzug und der korrekt gebundenen unifarbenen Krawatte, die eine kostbare Perle zierte, Angst hatte.
»Laß uns allein, Suko«, sagte Li Tse Feng.
Der Chauffeur und Leibwächter verschwand mit einer Verbeugung.
Der Chinese reichte John die Hand. Der Druck war lasch, längst nicht mehr so wie früher.
Die beiden Männer nahmen in kleinen, aber sehr bequemen Sesseln einander gegenüber Platz.
Es wurden allgemeine Höflichkeitsfloskeln ausgetauscht, und dann erst kam Li Tse Feng zur Sache.
»Sie kennen mich, John«, sagte der Chinese, »und Sie wissen auch, daß ich bisher mit meinen Problemen immer allein fertig geworden bin, aber im Augenblick weiß ich mir keinen Rat mehr.«
»Dann schießen Sie mal los«, sagte der Oberinspektor. »Ich bin ja hier, um Ihnen zu helfen.«
Li Tse Feng nickte. Dann sagte er: »Suzy ist verschwunden!«
»Ihre Tochter?«
»Ja. Schon seit drei Tagen. Ich habe Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um sie zu finden – ohne Erfolg. Sie können mir glauben, John, ich habe meine Beziehungen, doch überall, wo ich nachforschen ließ, traf ich auf eine Mauer des Schweigens.«
»Hat man Lösegeld verlangt?« wollte John wissen.
»Nein, das ist es ja gerade. Ich weiß nicht, wer und was hinter dieser Entführung steckt. Helfen Sie mir, John, finden Sie Suzy!«
»Sicher, ich werde es versuchen, Li, aber ich habe andere Aufgaben,

wie Sie wissen. Normale Kriminalfälle fallen nicht in mein Ressort. Ich beschäftige mich mit Dingen, die…«

»Ich weiß, es ist unhöflich, daß ich Sie unterbreche«, sagte Li Tse Feng. »Aber einen vagen Verdacht habe ich schon. Er ist ungeheuerlich, und wenn er sich bestätigen sollte, sehe ich eine große Gefahr auf uns alle zukommen.«

»Erzählen Sie.«

»Es kann durchaus sein, daß hinter der Entführung die Bande des Schwarzen Drachen steckt.«

»Schwarzer Drache?«

»Ja, eine Geheimorganisation aus dem alten China. Sie ist schon Jahrhunderte alt und huldigt dem Drachengott, einem Geschöpf der Finsternis. Der Götze nennt sich Tschin und ist unbeschreiblich grausam. Ich will Ihnen kurz erzählen, was es mit diesem Geheimbund auf sich hat.«

Li Tse Feng berichtete über die Entstehung und auch die Vernichtung des Kults.

John hörte aufmerksam zu, und als der Chinese geendet hatte, fragte er: »Und Sie meinen, Li, daß sich dieser Geheimbund hier in London etabliert hat?«

»Genau. Alle schweigen zwar, aber wie gesagt, auch ich habe meine Spitzel, und der Begriff Schwarzer Drache ist mehrere Male gefallen. Wollen Sie jetzt den Auftrag noch immer ablehnen, John?«

»Nein, nicht mehr.« John zündete sich eine Zigarette an.

»Allerdings hätte ich noch einige Fragen.«

»Bitte.«

»Wann und wo wurde Ihre Tochter zum letztenmal gesehen?«

»Das war vor drei Tagen. Sie hatte mit Jim Rander, ihrem Verlobten, Geburtstag gefeiert. Es müssen zahlreiche junge Leute anwesend gewesen sein. Suzy und Jim haben hinterher ein Taxi genommen. Jim hat sich zuerst nach Hause fahren lassen, und der Chauffeur ist anschließend allein mit Suzy weitergefahren. Er hat sie hier vor dem Haus abgesetzt. Mehr weiß der Mann nicht, angeblich. Was dann weiter geschehen ist«, Li Tse Feng hob die Schultern, »ich habe keine Ahnung.«

»Seitdem haben Sie also nichts mehr von Suzy gehört«, folgerte John Sinclair.

»So ist es.«

»Das ist natürlich nicht gerade viel«, sagte der Geisterjäger. »Hoffentlich kann ich Ihnen da helfen. Es wird schwierig für einen Weißen sein, in die Phalanx Ihrer Landsleute einzubrechen. Man wird mir kein Wort sagen.«

»Könnten Sie nicht inkognito arbeiten? Haben Sie zum Beispiel schon einmal gekellnert?«

»Sie meinen, in einem Lokal?«

»Ja.«

John lachte. »Um Himmels willen, tun Sie mir das nicht an. Ich wäre der berühmte Elefant im Porzellanladen.«

»Dann schlagen Sie etwas anderes vor.«

John wiegte den Kopf und drückte seine Zigarette aus.

»Vielleicht könnte ich als eine Art Revisor für Sie tätig sein. Als ein Mann, der die Lokale überprüft…«

Li Tse Feng nickte. »Das ist die Idee, John. Nun gut, Sie sind ab sofort eingestellt.«

»Langsam, langsam. Sagen wir, ab heute abend. Ich muß schließlich meinen Chef von meinem neuen Job in Kenntnis setzen. Wie ich den kenne, wird er nicht gerade begeistert sein.«

»Denken Sie an den Schwarzen Drachen, John. Er bedeutet eine ungeheure Gefahr.«

Der Geisterjäger nickte. Wenn alles stimmte, was ihm der Chinese über diesen Geheimbund erzählt hatte, dann mußte blitzschnell eingegriffen werden, sonst brach die Hölle los. Ein dämonisches Drachenmonster als Herr über London!

Unfaßbar!

Jemand klopfte an die Tür. Es war Suko, der einen Atemzug später das Zimmer betrat.

»Was gibt es?« fragte Li Tse Feng. »Ich wollte doch nicht gestört werden.«

»Ich weiß, Herr. Aber es ist wichtig,«

»Rede!«

»Es ist ein Schrankkoffer mit der Post geschickt worden, Herr.«

Li Tse Feng wurde blaß. »Und?«

»Ich bitte um die Erlaubnis, ihn öffnen zu dürfen.«

»Ja, bring ihn herein.«

Suko verschwand, und als er wieder auftauchte, trug er den schweren Koffer, als wäre er nur eine Apfelsinenkiste.

Geschickt löste der Leibwächter die Verpackung.

John Sinclair war aufgestanden. Ein seltsamer, widerlich süßer Geruch hatte seine Nase gekitzelt. So roch nur Blut…

John ballte die Hände zu Fäusten. Er warf Li Tse Feng einen raschen Blick zu. Der Chinese deutete mit einer Kopfbewegung an, daß Suko den Koffer öffnen solle.

Der Leibwächter hob den Deckel.

Mit einem Schrei fuhr Li Tse Feng zurück. Sein Verstand weigerte sich einfach, das aufzunehmen, was seine Augen sahen. In dem Schrankkoffer lag ein totes Mädchen.

Es war Suzy, Li Tse Fengs Tochter.

Li Tse Feng erkannte sie sofort, obwohl die Tote keinen Kopf mehr

hatte!

John Sinclair fühlte, wie ihm der Magen plötzlich wie ein Stein im Körper lag. Gewaltsam mußte er einen Aufschrei unterdrücken. Zu schrecklich, zu grauenhaft war alles.

Gepreßt stieß John den Atem aus.

Er wandte den Blick von der Mädchenleiche, sah Li Tse Feng an, der bleich wie eine frischgekalkte Wand vor dem Koffer stand und sich nicht rührte.

Genau wie Suko, der muskelbepackte Leibwächter.

Minutenlang sprach niemand der Männer ein Wort. Drückend lastete das Schweigen in dem großen Raum. Das Holz der Tür war schallschluckend, und aus diesem Grunde waren auch die Geräusche aus den beiden Vorzimmern nicht zu hören.

Li Tse Fengs Gesicht war unbewegt. Noch immer starrte er auf die Leiche seiner Tochter.

Dann zuckten plötzlich seine beiden Mundwinkel, und der Blick wurde trüb.

Li Tse Feng weinte lautlos.

John ließ den Mann gewähren. Er sah noch einmal in den geräumigen Schrankkoffer und entdeckte am Fußende einen kleinen Briefumschlag.

John bückte sich und nahm den Umschlag heraus. Er drehte ihn zwischen den Fingern und sah auf der Vorderseite ein Siegel.

Es zeigte einen Drachen, aus dessen weit geöffnetem Maul eine Feuerlohe schlug. Der Drache war schwarz und hielt in der rechten Pranke ein Schwert.

John bedachte Li Tse Feng mit einem fragenden Blick.

»Öffnen Sie, John«, sagte der Chinese, trat dann an den Koffer und klappte den Deckel zu.

»Ich habe keine Tochter mehr«, sagte er mit einer Stimme, die John eine Gänsehaut über den Rücken jagte.

Der Oberinspektor hatte den Briefumschlag inzwischen aufgeschlitzt. Mit spitzen Fingern zog er einen gefalteten Zettel hervor. »Lesen Sie, John«, sagte Li Tse Feng.

John las. Mit leiser Stimme, so als könne er die Tragweite der Worte nicht begreifen.

»Dies wird Dein Opfer für den Schwarzen Drachen sein, Li Tse Feng. Damit bist Du verpflichtet, dem Drachengott zu dienen und seine Befehle auszuführen!«

John ließ den Zettel sinken. Es fehlte eine Unterschrift, aber jeder wußte, wer sich hinter dem Absender des Briefes verbarg. Li Tse Feng drehte sich abrupt um und blickte John Sinclair in die Augen. Dann sagte er: »Der Schwarze Drache hat sich geirrt, wenn er annimmt, ich wäre sein Diener. Das Gegenteil ist der Fall. Ich werde den Schwarzen

Drachen bekämpfen, wo ich nur kann. Ich werde eine Gegenbewegung aufstellen und den Geheimbund gnadenlos vernichten. Das ist ein Schwur!«

John Sinclair glaubte dem Chinesen jedes Wort. Dieser Mann würde seine Lebensaufgabe nur noch darin sehen, einen Krieg gegen den Schwarzen Drachen zu führen. Gewalt gegen Gewalt. Es würde mitten in London blutige Auseinandersetzungen geben, und das mußte auf jeden Fall verhindert werden.

John Sinclair legte seine Rechte auf Li Tse Fengs Schulter.

»Hören Sie mir bitte zu, Li«, sagte er mit leiser Stimme. »Obwohl ich selbst keine Kinder habe, kann ich mir vorstellen, was Sie in diesen Augenblicken fühlen. Aber lassen Sie sich sagen, Li, es ist nicht gut, was Sie vorhaben. Sie setzen Gewalt gegen Gewalt. Unschuldige würden sterben. Ist das der Sinn der Sache?«

»War Suzy nicht auch unschuldig? Hatte sie etwas mit dem Schwarzen Drachen zu tun? Nein, John, mein Entschluß steht fest.« Li Tse Feng schüttelte Johns Hand ab. »Ich kann auch Sie vorstehen, John. Sie sind Polizeibeamter und somit an Gesetze und Paragraphen gebunden. Ich aber bin ein Privatmann…«

»… der sich strafbar macht, wenn er einen Rachefeldzug unternimmt«, fuhr John dem Chinesen in die Parade. »Mein Gott, Li, bitte hören Sie mir nur eine Minute zu. Ich will Ihnen einen Vorschlag unterbreiten. Wir waren bisher immer gute Freunde und wollen es auch in Zukunft bleiben.«

»Reden Sie«, sagte der Chinese.

»Geben Sie mir drei Tage, Li. Ich brauche drei Tage Zeit, dann habe ich die Mörder gestellt.«

»Und wenn Sie es bis dahin nicht schaffen?« Li drehte sich um und blickte John Sinclair in die Augen. »Was machen wir dann? Sind wir dann Feinde?«

John biß die Zähne aufeinander und senkte den Blick. Er konnte dem Chinesen darauf keine Antwort geben.

Li Tse Feng nickte. »Ich sehe, Sie bleiben stumm. Das hatte ich erwartet. Aber ich gehe auf Ihren Vorschlag ein, John. Ich gebe Ihnen genau drei Tage Zeit. Zweiundsiebzig Stunden, von jetzt an gerechnet. Nützen Sie die Zeit.«

»Bleibt es bei unserem Plan?« fragte John.

»Das überlasse ich Ihnen.« Die Antwort kam knapp.

Li Tse Feng war in den letzten Minuten ein anderer Mensch geworden. John Sinclair fühlte sich von einem Stahlkorsett eingeengt. Er wußte genau, welch eine Last er sich aufgebürdet hatte. Er würde völlig auf sich allein gestellt gegen eine mächtige Geheimorganisation stehen, und ihm saß das Ultimatum im Nacken.

John wollte sich gerade zum Gehen wenden, als er vor der Tür eine

wütende Männerstimme vernahm.
»Lassen Sie mich durch, verdammt noch mal!« schrie der Mann. »Ich bin schließlich Suzys Verlobter. Ich…«
Li Tse Feng gab Suko einen Wink. Der hünenhafte Leibwächter öffnete die Tür.
Ein junger, etwa achtundzwanzigjähriger Mann stolperte in das Büro. Er trug blaue, ausgebeulte Jeans, ein Polohemd und hatte das hellblonde Haar weit über die Ohren wachsen lassen. Sein Gesicht mit der geraden Nase und den nicht zu dicken Lippen war als markant zu bezeichnen. Nur die Augen störten den Gesamteindruck. Sie waren von einem wäßrigen Blau, und die Blicke wieselten hin und her.
John Sinclair kannte solche Typen. Sie ließen keine Frau in Ruhe, hielten sich für unwiderstehlich, und neunzig Prozent aller Frauen machten es ihnen auch noch verdammt leicht. Der Geisterjäger fragte sich, wie ein Mädchen wie Suzy auf solch einen Kerl hatte hereinfallen können.
Jim Rander blieb einen Schritt vor der Tür stehen und wischte sich mit einer abgezirkelten Bewegung das Haar aus der Stirn. Li Tse Feng sah den jungen Mann mit einem deutlich distanzierten Blick an.
»Was wollen Sie?«
Rander lachte blechern. »Ich – ich will mich um Suzy kümmern. Sie ist schließlich meine Verlobte.«
»Nicht mehr!«
Rander kniff die Augen zusammen. Seine Haltung straffte sich. »Was soll das heißen?«
»Das soll heißen, daß Sie von diesem Augenblick an nicht mehr mit meiner Tochter verlobt sind. Ich hoffe, ich habe mich klar genug ausgedrückt.«
»Oh, verdammt!« Rander produzierte ein wildes Lächeln und zeigte perlweiße Reklamezähne. »Das wirst du bereuen, Alter. Ich lasse mich nicht so einfach abschieben, verstehst du? Ich nicht.«
Nur mühsam bewahrte Li Tse Feng die Fassung. »Verschwinden Sie, oder ich lasse Sie von Suko rauswerfen.«
»Ach, lassen Sie mich doch mit diesem dressierten Affen in Ruhe. Und eins sage ich Ihnen: Noch ist das letzte Wort nicht gesprochen. Eine Verlobung ist ein Heiratsversprechen und nicht so ohne weiteres aus der Welt zu schaffen. Ich verlange…«
»Sie haben gar nichts zu verlangen!« Die Stimme des Chinesen klirrte wie brechendes Eis, und selbst Jim Rander merkte, daß es jetzt Zeit war, einen Rückzieher zu machen.
»Okay, Mister. Ich gehe schon. Aber wir sprechen uns noch.«
Rander machte auf dem Absatz kehrt und knallte wuchtig die Tür hinter sich ins Schloß.
»Ich habe ihn noch nie leiden können«, sagte Li Tse Feng.

John Sinclair nickte. »Ja, er ist ein sehr seltsamer Typ, dieser Rander.«

Li Tse Feng warf John einen langen Blick zu, sagte aber kein einziges Wort.

Der Geisterjäger verabschiedete sich. »Ich werde Sie heute abend noch einmal anrufen, Li«, sagte er.

»Ja, John, tun Sie das. Ach, und noch etwas. Für die Dauer des Einsatzes steht Ihnen mein Leibwächter Suko zur vollen Verfügung. Suko kennt das Chinesenviertel wie kaum ein zweiter. Außerdem ist er mit sämtlichen asiatischen Kampftechniken bestens vertraut. Sie können sich auf ihn voll verlassen.«

John blickte Suko an, der sich leicht verneigte.

»Okay«, sagte der Oberinspektor. »Ich nehme Ihr Angebot an, Li. Wenn ich Suko brauche, werde ich ihm Bescheid geben.«

Damit hatte John Sinclair alles gesagt. Den Weg nach unten fand er allein.

Trotzdem stand Suko plötzlich an der großen Eingangstür des Hochhauses. Er mußte wohl einen anderen, schnelleren Lift genommen haben.

»Ich werde Sie fahren, Sir«, sagte er.

Erst jetzt dachte John daran, daß er seinen Bentley in der Yard-Garage gelassen hatte.

Mit einem dankbaren Lächeln ließ er sich in die Polster des Rolls sinken. Als Fahrtziel gab er das Gebäude von New Scotland Yard an. Er mußte jetzt dringend mit seinem Chef reden.

***

Eine Stunde später.

John Sinclair hatte Superintendent Powell alles erzählt. Er hatte auch von dem Pakt berichtet, den er mit Li Tse Feng geschlossen hatte.

Powell sagte erst einmal gar nichts, sondern blickte einer Fliege nach, die an der Fensterscheibe groteske Laufversuche unternahm. Powell sah aus wie ein magenkranker Pavian. Immer hockte er mit säuerlichem Gesicht hinter seinem Schreibtisch, hatte stets ein Glas Mineralwasser vor sich stehen und daneben ein Röhrchen mit Tabletten liegen.

Nur wer Powell nicht kannte, hielt ihn für einen Trottel. John Sinclair hatte gegenteilige Erfahrungen gemacht. Powell war ein glänzender Stratege und Taktiker. Er besaß ein hervorragendes Organisationstalent und konnte selbst in schwierigsten Situationen schnell die richtige Entscheidung treffen.

Powell nahm einen Schluck Mineralwasser, drehte sich auf seinem Stuhl um und fixierte John durch die dicken Gläser seiner Brille.

»Sie sind also fest davon überzeugt, daß dieser Geheimbund

tatsächlich existiert?«

»Ja. Außerdem ist die Leiche des Mädchens meiner Meinung nach Beweis genug.«

»Stimmt.« Powell nickte und strich über seinen breiten Nasenrücken. »Haben unsere Spitzel unter Umständen etwas von diesen verbrecherischen Aktivitäten gehört?«

»Nein, ich habe nichts gehört. Der Aufbau des Geheimbundes muß sich quasi unter der Oberfläche vollzogen haben. Wenn wir nicht eingreifen, Sir, wird unser Chinesenviertel zu einer Hölle.« Powell gab darauf keine Antwort, sondern nahm einen Schnellhefter zur Hand, schlug ihn auf und entnahm ihm einen hausinternen Vordruck. Auf diesen Vordrucken wurden sämtliche Verbrechen vermerkt, die in der Nacht vorher geschehen waren. Jede Gesetzesübertretung stand auf einem eigenen Zettel. Er kam in einen Rundlauf, und anschließend wurden die einzelnen Fakten in die EDV-Anlage eingegeben. Dieses Verfahren hatte sich schon oft bewährt, vor allen Dingen bei Fällen, die parallel liefen und hinterher Gemeinsamkeiten zeigten.

»In der vergangenen Nacht ist im Chinesenviertel von Soho ein Polizist ermordet aufgefunden worden. Täter unbekannt. Keine Zeugen, keine Spuren. Getötet wurde er durch vier Messerstiche. Der Mann hieß Tom Quarry.«

John erinnerte sich sofort. Vor seinem geistigen Auge sah er das Bild in der Halle des Yard-Gebäudes, als der Name Quarry in das Buch eingetragen wurde.

»Vermuten Sie einen Zusammenhang, Sir?« fragte John mit belegter Stimme.

»Höchstwahrscheinlich. Sie können die Unterlagen bei der Mordkommission II einsehen, Sinclair. Für mich bestand bisher kein Grund, sie anzufordern. Aber jetzt sieht die Sache doch wohl anders aus.«

Powell erhob sich, wanderte einmal durch sein spartanisch eingerichtetes Büro und blieb vor dem Fenster stehen.

Einige Minuten starrte er durch die Scheibe nach draußen hinunter, wo der nie abreißende Verkehr über die breite Victoria Street rollte. Soho war nicht weit entfernt. Es lag in nordwestlicher Richtung. Und sollte es dort anfangen zu ›brennen‹, würde dieser ›Brand‹ innerhalb von wenigen Tagen auf Groß-London übergreifen. Das war Superintendent Powell klar.

Abrupt drehte er sich um.

»Ich billige Ihr Vorhaben, Sinclair«, sagte er. »Sie haben volle Rückendeckung und natürlich die entsprechenden Vollmachten. Zerschlagen Sie diesen verdammten Geheimbund, ehe hier in London das große Blutvergießen beginnt.«

John Sinclair war aufgestanden. »Danke, Sir«, sagte er.

Powell nickte. »Was ist mit der Mädchenleiche? Sie muß von unseren Experten untersucht werden.«

»Li Tse Feng wird sie wohl kaum herausgeben«, erwiderte John. »Und zwingen können wir ihn nicht.«

»Ja, das sehe ich ein.« Powell hustete trocken und nahm wieder einen Schluck Mineralwasser. »Also, tun Sie Ihr Bestes, John. Und geben Sie auf sich acht.« Plötzlich lächelte Powell. »Wie oft habe ich Ihnen das eigentlich schon gesagt?«

»Ich habe es nicht gezählt, Sir. Aber geholfen hat es immer.«

»Dann werden Sie sich die Worte auch noch öfter anhören müssen.«

»Hoffentlich, Sir.«

Ein paar Minuten später befand sich John wieder in seinem Büro und suchte aus dem Adreßbuch die Anschrift eines gewissen Jim Rander. Der Knabe war nicht ganz astrein, davon war John überzeugt. Er hatte vor, diesem Rander einen kleinen Besuch abzustatten…

***

Der Sommerwind spielte mit dem Rock einer Frau, hob ihn hoch und umschmeichelte sonnenbraune Beine.

Jim Rander blieb stehen.

Sein Blick klebte an den Beinen der Blondine, die sich jetzt umwandte und den zwei Schritte neben ihr stehenden Mann bemerkte.

Sie sah in Randers Gesicht und verschluckte die auf der Zunge liegende scharfe Bemerkung. Statt dessen produzierte sie ein Lächeln. Eine Mischung aus Ablehnung und Lockung, gekonnt einstudiert und immer wirksam.

Randers Charme hatte wieder einmal gesiegt.

»Ich hätte heute abend Zeit«, sagte der Mann.

»So?« Die Blonde dehnte das Wort, spitzte dabei die Lippen und blickte Jim Rander über die Ränder ihrer Sonnenbrille hinweg an.

Blitzschnell taxierte Jim Rander die Frau. Ungefähr dreißig, wohl noch keinen Ehemann – und scharf.

Also genau das Richtige für einen heißen Abend.

»Moment«, sagte Rander. Mit wenigen Schritten stand er am Straßenrand neben seinem kanariengelben VW-Porsche. Das Verdeck war offen.

Rander beugte sich in den Wagen, öffnete durch einen Knopfdruck das Handschuhfach und holte eine Visitenkarte hervor, auf der sein Name und die Telefonnummer standen.

Er klemmte die Karte zwischen Zeige- und Mittelfinger.

»Rufen Sie mich am besten heute abend an«, sagte er zu der Blonden, die die Karte zögernd entgegennahm.

Sie warf einen Blick auf das Büttenpapier, hob den Kopf und sagte: »Ich weiß nicht…«

»Sie gehen wirklich kein Risiko ein.«

»Naja, mal sehen.«

Die Blondine steckte die Karte in ihre Handtasche, nickte Rander zu und ging davon.

»Tschau«, rief er ihr noch nach, doch die Frau drehte sich nicht mehr um.

Rander grinste, Die Masche mit der Visitenkarte hatte bisher fast immer gezogen. Und meistens hatten die Frauen sogar Geld gehabt, so daß sich Rander ebenfalls ein schönes Leben erlauben konnte.

Gewandt flankte er in den VW-Porsche. Wenig später schon röhrte der Motor auf.

Das Autoradio brachte Popmusik. Rander pfiff die Melodie mit und fädelte sich in den fließenden Verkehr ein.

Suzy hatte er schon vergessen. Es kümmerte ihn auch nicht, daß die Verlobung – es war die dritte – geplatzt war. Girls gab es wie Sand am Meer. Und eine besser als die andere. Mit Frauen muß man spielen, das war Randers Devise.

Wie mit Suzy. Er hatte sie einer Gruppe von Chinks in die Hände gespielt, die ganz scharf auf das Girl gewesen waren.

Warum sich die Chinks diese Sache zweitausend Pfund hatten kosten lassen, war Rander bis heute noch ein Rätsel. Aber darüber wollte er nicht nachdenken. Hauptsache, die Kasse stimmte. Außerdem hatte er das Ding so raffiniert gedreht, daß auf ihn gar kein Verdacht fallen konnte. Er hatte schließlich den besorgten Verlobten überzeugend gespielt. Nur bei dem Alten hatte es nicht so recht gewirkt. Der hatte von vornherein etwas gegen ihn gehabt. Aber das sollte ihn jetzt nicht mehr weiter kümmern.

Von Suzys Tod wußte Rander nichts. Er nahm immer noch an, die Chinesen wollten dem alten Li Tse Feng einen Streich spielen. Jim Rander fuhr zwar einen heißen Wagen, kleidete sich auch immer nach dem letzten Modeschrei, aber seine Wohnung war nicht mehr als ein besseres Loch. Dafür mit Blick auf einen stillgelegten Themsekanal, der noch schlimmer stank als eine Kloake.

Die Girls hatte Rander noch nie mit in seine Wohnung genommen. Er war immer zu den Frauen hingefahren. Nur Suzy hatte er einmal mitgenommen. Sie war entsetzt gewesen und hatte darauf bestanden, daß sich Rander eine neue Bleibe suchen sollte. Doch er dachte nicht im Traum daran. Das Haus, in dem er wohnte, glich einem Rattenloch mit Hinterausgang und einer Feuerleiter.

Es war ein dreistöckiger, langgezogener Backsteinbau, vom Ruß der Fabriken geschwärzt und mit Fenstern, die wohl noch nie geputzt worden waren.

Tunnelartig führte jeweils nach zwei Häusern eine Einfahrt in die Hinterhöfe. Die Gegend war schmutzig und gehörte zu den Londoner

Slums. Irgendwann sollten die Häuser abgerissen werden aber bei den Behörden dauert das ja immer seine Zeit.

Rander parkte seinen Wagen vor dem Haus. Nachdem sich zwei Halbstarke mal blutige Köpfe geholt hatten, wagte niemand mehr, sich an dem Gefährt zu vergreifen. Rander gehörte in diese Gegend. Er wurde akzeptiert, und man ließ ihn schalten und walten. Schon allein deswegen, weil er manchmal für die Rockerbanden aus der Gegend frisches Material – wie die Mädchen genannt wurden – anschleppte.

Zur Haustür führten drei Stufen hoch.

Der dunkle Flur gähnte Rander entgegen. Weit stand die Haustür offen. Zwei Kinder kreischten um die Wette. Sie hatten Spielzeugautos und fuhren damit immer an den Wänden entlang.

Rander kümmerte sich nicht um die Kinder, sondern ging die Treppe zur ersten Etage hoch.

Im Flur roch es nicht nur, sondern es stank. Irgendwo war mal wieder ein Toilettenrohr kaputt, und niemand fühlte sich für eine Reparatur zuständig.

Randers Wohnungstür hatte ein Schloß, das jeder halbwegs normale Mensch knacken konnte.

Rander bewohnte zwei Zimmer, ohne Bad oder Toilette. Diese befand sich in der Mitte zwischen zwei Stockwerken und wurde von mehreren Parteien benutzt.

Jim Rander ging drei Schritte und stand schon mitten in seiner Wohnung.

Das einzig Moderne darin war das Telefon, sonst war mit den Möbeln beileibe kein Staat zu machen. Selbst Kühlschrank und Fernsehapparat gehörten zu den älteren Jahrgängen.

Rander öffnete den Kühlschrank und holte eine Dose Bier heraus. Er stand noch in der gebückten Haltung, als er das Quietschen der Schlafzimmertür vernahm.

Eine Gänsehaut schlich über Randers Rücken. Aber er beherrschte sich, ließ sich nichts anmerken.

Doch plötzlich schnellte er herum und warf die Bierdose in Richtung Tür.

Rander konnte nicht mehr erkennen, ob er sein Ziel getroffen hatte, denn ein Schatten wirbelte auf ihn zu, und ein mörderischer Schlag traf seinen Rücken oberhalb des Steißbeins.

Rander knallte gegen den Kühlschrank und fiel mit dem Oberkörper über die Platte. Ein irrsinniger Schmerz raste durch seinen Körper. Sein gesamter Rücken schien in eine Flammenwand eingehüllt zu sein.

Eine sehnige Faust riß Rander herum. Harte Finger klammerten sich in seine Schulter, und dann wurde Jim Rander durch das halbe Zimmer geschleudert, bis er auf das altersschwache Sofa fiel.

Jetzt erst konnte er die Männer sehen.

Sie waren zu zweit. Rote Masken bedeckten ihre Gesichter. Die Hemden standen vor der Brust offen. Zwei tätowierte Drachen prangten auf der Haut.

Jim Rander war noch immer unfähig zu sprechen. Er schnappte verzweifelt nach Luft. Irgend etwas mit seinen Rippen schien nicht in Ordnung zu sein. Jeder Versuch eines Atemzuges bereitete ihm höllische Schmerzen.

Mit einem Fußtritt fegte einer der Chinesen den kleinen vor dem Sofa stehenden Tisch zur Seite. Er krachte gegen die Wand und zerbrach. Die einzelnen Stücke blieben dicht neben der Bierdose liegen, die eine Beule aufwies.

Mühsam brachte Jim Rander einige Worte hervor. »Was – was wollt ihr?«

Die beiden Männer starrten ihn an. Mordlüstern funkelten die Augen hinter den Sehschlitzen.

Dann fragte der linke der beiden Typen: »Was hat er gesagt?«

»Wer?« ächzte Rander.

»Li Tse Feng.«

»Nichts hat er gesagt. Gar nichts.«

Eine Karatefaust schoß vor und stoppte haarscharf vor Randers Gesicht.

»Ein Schlag, und dein Schädel ist zertrümmert!«

Rander beugte sich so weit es ging auf dem Sofa zurück. Todesangst flackerte in seinem Blick.

»Nun? Wir warten nicht mehr lange. Du warst, bei ihm. Wir haben dich beobachtet.«

»Okay, ich rede. Er hat gesagt, die Verlobung wäre gelöst. Ich solle verschwinden.«

Die Karatefaust verschwand. »Und wie hat er den Tod seiner Tochter aufgenommen?«

Jim Randers Augen wurden groß. »Davon – davon weiß ich nichts.«

»Wir hatten ihm den Koffer geschickt.«

Rander öffnete den Mund, um zu sprechen. Plötzlich wurde ihm alles klar. Er erinnerte sich wieder an den großen Schrankkoffer, und darin sollte die Leiche…

Und ich bin schuld!

Die Erkenntnis schoß wie eine feurige Lohe in Rander hoch. Er hatte Suzys Tod auf dem Gewissen. Gewiß, er war ein brutaler Hund, aber Beihilfe zum Mord oder von einem Mord selbst, davon ließ er lieber die Finger.

»Ihr – ihr habt sie umgebracht?« flüsterte er.

»Ja. Aber was hat der Alte gesagt? Los, mach den Mund auf. Oder wir brechen dir sämtliche Knochen.«

»Er hat nichts gesagt, zum Teufel!« brüllte Jim Rander.

»Wenigstens nicht zu mir. Und jetzt haut ab, ihr Schweine, ihr dreckigen Mörder!«

Rander wollte aufspringen, doch der Schmerz in seinem Rücken ließ diese Bewegung gar nicht zu.

Die beiden Chinesen lächelten und blickten sich an. Dann redeten sie miteinander in einer Sprache, die Rander nicht verstehen konnte.

Aber er sah plötzlich etwas. Die Tätowierungen auf den Oberkörpern der Männer begannen sich zu verändern. Sie waren zuvor von einer bläulichen Farbe gewesen, wurden jetzt plötzlich schwarz und schienen zu glühen.

Fassungslos und entsetzt zugleich starrte Rander auf die beiden Männer.

Was er sah, ließ ihn an seinem Verstand zweifeln. Der Drachenkopf auf den Oberkörpern begann sich zu bewegen. Gierig riß der tätowierte Drache das Maul auf…

Rander drehte durch. Er riß all seine Kräfte zusammen und versuchte schreiend hochzuspringen.

Es klappte.

Er hatte den Schmerz besiegt.

Mit wirbelnden Fäusten stürzte sich Rander auf die beiden Chinesen. Eiskalt warteten diese den Angriff ab. Sie wichen geschmeidig aus, packten Randers Arme und…

Jim Rander brüllte!

Wehrlos fiel er zu Boden. Er konnte seine Arme nicht mehr gebrauchen.

»Man greift keine Diener des Schwarzen Drachen an«, sagte der Wortführer, griff hinter seinen Nacken und holte ein Messer hervor, das dort in einer Lederscheide gesteckt hatte.

Jim Rander lag auf dem Rücken. Ein wimmerndes Häufchen Elend, das um sein Leben bangte.

Die Schmerzen brachten ihn fast um den Verstand, doch er wurde nicht bewußtlos.

»Wir brauchen dich nicht mehr«, sagte der Chinese und hob den Arm mit dem Messer…

***

John Sinclair saß wieder in seinem Bentley. Der silbermetallicfarbene Wagen war sein einziges Hobby. Allerdings auch ein sehr kostspieliges.

Da John jedoch Junggeselle war und keine Familie hatte, konnte er den Wagen ohne weiteres halten.

Der Oberinspektor kannte die Gegend, in der Jim Rander wohnte. Ein Abbruchviertel mit alten, verrußten Backsteinbauten, stillgelegten Fabrikgeländen und unzähligen Ratten, die die Zahl der Einwohner

noch übertrafen.

John überquerte die Themse auf der Waterloo Bridge. Der Fhß führte nur wenig Wasser, auch eine Folge des trockenen heißen Sommers, der die Insel und das europäische Festland an den Rand einer Dürrekatastrophe gebracht hatte.

Schon bald steuerte John den Bentley durch die düstere Hafengegend, die selbst ein freundlicher Sonnentag nicht verschönern konnte. Hinter den abbruchreifen, ziemlich flachen Häusern ragten die Gerüste der Verladekräne wie große Finger in den wolkenlosen Himmel. Das Quietschen der schweren Seilwinden drang an John Sinclairs Ohren, und durch die offene Seitenscheibe wehte warme, nach brackigem Wasser riechende Luft in den Bentley.

Die Straße, in der Jim Rander wohnte, war eng und schnurgerade. Die barackenähnlichen Häuser, die die Fahrbahn einrahmten, konnten mit gutem Gewissen als menschenunwürdig bezeichnet werden.

Parkraum gab es genug. Für die Bewohner hier galt ein Auto noch als Luxus.

John Sinclair fiel ein gelber VW-Porsche auf, der vor Randers Haus stand. Der Geisterjäger konnte sich vorstellen, daß dieser Wagen Jim Rander gehörte. Er wunderte sich nur, daß ein Typ, der solch ein Auto fuhr, in einer Gegend wie dieser wohnte.

John stoppte seinen Bentley hinter dem gelben Flitzer.

Selbstverständlich erregte sein Wagen Aufsehen.

Aus den Türnischen erschienen ein paar Gaffer. Aber nicht nur sie. Auch ein paar Jugendliche schlenderten näher. Ihre Absichten waren unschwer zu erkennen.

Es waren langhaarige Typen, in Lederzeug verpackt und mit Orden aus dem letzten Krieg dekoriert. Neben dem Bentley blieben die Kerle stehen. Fünf insgesamt – eine lebende Mauer! Die übrigen Gaffer hatten sich in respektvolle Entfernung zurückgezogen. Sie bedachten den Oberinspektor mit hämischen Blicken, gönnten diesem Fatzke die sich anbahnende Abreibung. John wollte keinen Ärger. Er war ausgestiegen und hatte den Wagen abgeschlossen. Doch weiter kam er nicht, denn die Kerle hatten ihn eingekreist.

Der Geisterjäger lächelte freundlich. »Laßt mich durch«, sagte John Sinclair.

Der Anführer der Rocker – er hatte das lange blonde Haar mit einem Stirnband zusammengebunden und mindestens tausend Pickel im Gesicht – schüttelte den Kopf.

»Nee, du Pinkel«, sagte er, »das kostet was, wenn wir dich durchlassen sollen.«

»Wieviel denn?«

»Hundert Pfund.«

»Soviel habe ich leider nicht bei mir.«

Der Rocker entblößte gelbe Zahnstummel. »Dann gibt es noch eine andere Möglichkeit.«

»Und die wäre?« John spielte noch immer den Unbefangenen, obwohl er längst wußte, wie der Hase laufen sollte.

Der Rocker ballte genüßlich die Faust – und dann schlug er zu. Im nächsten Moment schrie er wie am Spieß. John hatte die Faust abgefangen und blitzschnell den Arm herumgehebelt. Der Rocker vollführte eine unfreiwillige Verbeugung und küßte fast den schmutzigen Boden.

Seine Kumpane standen wie angeleimt auf dem Fleck.

»So tut doch was!« keuchte der Rocker mit schmerzverzerrtem Gesicht. »Verdammt, laßt euch nicht…«

»Halt den Rand!« zischte John. Mit der Linken holte er seinen Ausweis hervor. »Ich bin Scotland-Yard-Beamter«, sagte er, »und das, was hier geschehen ist, war Widerstand gegen die Staatsgewalt. Es reicht, um wenigsten den Anführer erst einmal einzulochen. Wie ich aus Erfahrung weiß, kommen bei den Verhören dann noch andere Straftaten ans Tageslicht. Ich gebe euch aber eine Chance. Entweder ihr paßt auf meinen Wagen auf, oder ich rufe das nächste Revier an. Na, was ist euch lieber?«

»Der Wagen«, ächzte der Anführer.

John ließ den Kerl los. Er verlor das Gleichgewicht und fiel hin, stand aber sofort wieder auf den Beinen und rieb sich das rechte Handgelenk.

Schweigend bildeten die Rocker eine Gasse. Die Menschen, die vom Fenster aus zugesehen hatten, zogen ihre Köpfe zurück. Mit der Polizei wollte hier niemand etwas zu tun haben.

Die beiden Kinder waren noch immer im Hausflur, Sie saßen auf der untersten Treppenstufe und sahen John aus großen Augen an.

Der Oberinspektor lächelte freundlich und erkundigte sich nach Jim Rander.

»Der wohnt in der nächsten Etage. Sie können ihn sogar hören, Mister. Der hat vorhin vielleicht geschrien.«

In John Sinclairs Gehirn rasselten die Alarmglocken. Mit Riesenschritten eilte er die Treppenstufen hoch. Ein schmales Fenster ließ etwas Licht in den Flur sickern.

John las den Namen Rander. Er war auf ein Pappschild geschrieben worden. Das Schild selbst klebte an der Tür.

John lauschte. Er hörte eine Männerstimme, konnte die Worte aber nicht verstehen.

Der Oberinspektor drückte die Klinke nach unten. Die Tür war offen! Und dann hörte er, wie der Mann sagte:

»Wir brauchen dich nicht mehr.« Genau diese Worte waren es, die John Sinclair blitzschnell handeln ließen…

Mit der Gewalt eines Tornados flog er in den Raum. Innerhalb eines Atemzuges nahm er die Szene in sich auf, die sich seinen Augen bot.

Rander lag auf dem Boden. Todesangst zeichnete sein Gesicht. Über ihm hockte ein Mann, der ein Messer in der Hand hielt und bereit war, zuzustoßen.

Den zweiten Mann sah John aus den Augenwinkeln. Er stand neben einem Stuhl. Beide Kerle hatten rote Masken vor ihre Gesichter gebunden.

John flog auf den Messerkämpfer zu. Mit beiden Fäusten traf er den Mann am Kopf, schmetterte ihn zu Boden.

John fiel ebenfalls, rollte sich jedoch ab und sprang wieder auf die Füße.

Denn schon war der andere Gegner da.

Sinclair wich einem Karatestoß aus und rammte selbst seine Faust gegen die tätowierte Brust des Kerls.

Der Mann flog zurück.

Aber da war der Messerheld. Die Klinge beschrieb einen flirrenden Halbkreis. John unterlief den Stoß und trat dem Kerl das Standbein weg. Er fiel, war aber geschmeidig wie eine Katze sofort wieder hoch.

Mittlerweile hatte der zweite Kerl auch ein Messer gezogen. John mußte zurück und war froh, als er die Wand im Rücken spürte. Er zog seine Beretta. Die Männer blieben stehen.

»Okay«, sagte John schwer atmend. »Und jetzt die Masken runter!«

Nichts geschah!

»Es sind Chinesen!« schrie Jim Rander plötzlich vom Boden her. »Die Schweine sind Mörder. Sie gehören zum Schwarzen Drachen!«

Einer der Maskenmänner zischte einen Befehl. John sah plötzlich, wie sich die Tätowierungen auf den Oberkörpern der beiden veränderten, wie sie eine andere Farbe annahmen, und er spürte die unheilvolle Strahlung, die davon ausging.

Fremde, teuflische Gedanken versuchten in John Sinclairs Gehirn zu dringen und seinen Willen zu schwächen.

Es war ein stummer, verzweifelter Kampf, gegen den sich John Sinclair mit aller Energie stemmte.

»Wir sind die Diener des Drachen«, hörte er die Stimme des einen Chinesen. »Wir tragen sein Zeichen, und wir werden jeden Gegner des Drachen zu töten wissen. Auch dich, Fremder. Du hast den Drachen angegriffen und mußt dafür mit deinem Leben büßen!«

John Sinclair konnte nichts machen. Sein Gehirn war umnebelt. Sein Blick war starr auf die beiden Tätowierungen gerichtet, die mit ihrer magischen Kraft den Willen des Oberinspektors ausgeschaltet hatten.

John merkte gar nicht, daß er die Hand mit der Pistole sinken ließ. Die Mündung zeigte gegen den Boden. Wie von selbst rutschte ihm die Waffe aus den Fingern.

Jim Rander hatte die Szene mit Angst und Entsetzen beobachtet. Er konnte es nicht fassen, daß er, der sich schon gerettet glaubte, schließlich doch noch sterben sollte.

»Mister!« wollte er rufen, doch es wurde nur ein Krächzen. Gebannt und fassungslos beobachtete er, wie sich die beiden Chinesen John Sinclair immer mehr näherten, und mit jedem ihrer Schritte nahm auch die Leuchtkraft der dämonischen Fratzen zu.

Glühend rot waren die Konturen, und in den Augenhöhlen loderte ein blutiges Feuer.

Der Widerschein des roten Lichts spiegelte sich auf den Messerklingen und ließ sie aussehen wie in Blut getaucht. Die Kräfte des Drachengottes waren mobilisiert worden. Schwarze Magie griff mit unsichtbaren Händen nach John Sinclair und verdammte ihn in diesem teuflischen Spiel zu einem Statisten.

Der Schweiß lief dem Geisterjäger in Strömen über das Gesicht. Er fühlte eine seltsame Leere in sich.

Seine Beine gaben nach, und John Sinclair rutschte langsam an der Wand lang zu Boden.

Die Tätowierungen hatten jetzt den Höhepunkt ihrer Leuchtkraft erreicht. Sie Übergossen die anwesenden Menschen mit einem blutroten Schleier, das höllische Erbe des Drachengottes war voll aufgegangen.

Jim Rander drehte den Kopf zur Seite. Er schluchzte wie ein Kind. Er konnte und wollte die folgende Hinrichtung nicht mit ansehen, denn die beiden Chinesen würden nicht mehr zögern, den wehrlosen John Sinclair ins Jenseits zu schicken…

***

Die massige Gestalt war plötzlich da. Einfach wie aus dem Boden gewachsen.

Zwei stahlharte Fäuste packten einen der Chinesen, droschen ihn gegen den zweiten, der zur Seite flog, und dann jagte John Sinclairs Retter mit dem zappelnden, völlig überrumpelten Chinesen los und warf ihn kurzerhand durch die Fensterscheibe. Der Chinese wirkte wie ein Geschoß. Er riß noch das Fensterkreuz aus den Rahmen und fiel mit einem Haufen von Glasscherben nach unten auf den Hof, wo eine Mülltonne seinen Fall endgültig stoppte.

John Sinclair merkte zuerst nicht, daß die Gefahr schon vorbei war. Die dämonischen Kräfte wirkten noch immer nach, aber dann – gewissermaßen von einem Augenblick zum anderen – war der Geisterjäger wieder da und konnte klar denken. Wie fortgeblasen waren die Ströme des Bösen. Auch der Nebel vor seinen Augen verflüchtigte sich.

Und jetzt erkannte John seinen Lebensretter.

Es war Suko, Li Tse Fengs Leibwächter und John Sinclairs persönlicher Beschützer.

Suko war in Form. Er räumte auf. Mit einem Kampfschrei auf den Lippen kreiselte er um seine eigene Achse, warf sich dem zweiten, messerbewaffneten Chinesen entgegen, fing einen blitzschnell geführten Messerstoß reflexartig ab und ging noch in derselben Sekunde zum Gegenangriff über.

Sein rechtes Bein stieß vor.

Der Chinese mußte den Tritt voll nehmen. Er wurde zum Flieger und krachte gegen den altersschwachen Schrank, der unter seinem Gewicht in Trümmer ging. Die Tür brach zusammen, der Rahmen knirschte in der Verleimung, Kleidung und Wäschestücke fielen auf den Boden, und schließlich krachte die obere Platte noch auf den Schädel des Chinesen.

Es sah zwar alles etwas komisch aus, doch die Situation war verdammt ernst.

Das bewiesen die nächsten Sekunden.

Wie ein Explosivgeschoß wirbelte der kampfstarke Chinese unter den Trümmern hervor. Die Holzteile flogen nach allen Seiten, und ein faustgroßes Stück flog Suko an den Kopf.

Er schüttelte nur den massigen Schädel und ging geschmeidig wie eine Raubkatze auf seinen Gegner zu.

Der Chinese hielt das Messer in der Rechten. Die Klinge zeigte nach oben, er wollte den Stich also von unten her führen. So konnte man einen Menschen aufschlitzen.

Suko wußte das ebenfalls und verhielt sich entsprechend vorsichtig.

John Sinclair quälte sich wieder auf die Beine. Aus dem Flur hörte er aufgeregtes Geschrei, aber anscheinend traute sich niemand, die Wohnung zu betreten.

Der Raum drehte sich vor Johns Augen. Sein Kreislauf war wieder voll aktiviert worden. Dem Geisterjäger schoß das Blut ins Gehirn.

Er mußte sich an der Wand abstützen, konnte momentan nicht in den Kampf eingreifen.

Das war auch gar nicht nötig.

Er war bereits entschieden, hatte jedoch eine Wendung genommen, mit der John und auch Suko nicht gerechnet hatten.

Die Fratze auf der Brust des Chinesen stieß plötzlich ein gräßliches Heulen aus. Sie wurde bläulichweiß und schien von einem kalten Feuer erfüllt zu sein.

Suko ging zurück.

Entsetzt sahen er und John Sinclair, wie der Arm des Chinesen nach oben schnellte und er sich die Klinge genau im Zentrum der grell strahlenden Tätowierung in die Brust bohrte.

Wie ein Brett kippte der Chinese nach hinten. Er war schon tot, als er

auf den Boden schlug. Die Maske verrutschte und legte ein breitflächiges Gesicht frei.

John Sinclair räusperte sich. Ein drückendes Gefühl breitete sich in seinem Magen aus. Er hatte den Selbstmord nicht verhindern können. Der Chinese hatte gewußt, daß er am Ende war oder dieser Selbstmord war ihm befohlen worden. Und dies durch die Drachenfratze, die bestimmt das Verbindungsglied zu Tschin, dem Drachengott, war.

John Sinclair stieß die Tür mit dem Fuß zu. Für einen Augenblick sah er die Gesichter der Neugierigen, dann wurde seine Aufmerksamkeit von Suko abgelenkt.

Der Hüne stand am Fenster und blickte durch die zerbrochene Scheibe nach unten.

»Was ist?« fragte John.

Suko drehte sich um. Er schlug die gewaltige Faust in seine linke offene Handfläche.

»Er ist verschwunden«, sagte er. »Er muß den Sturz ohne Schaden überstanden haben.«

John schüttelte den Kopf. »Wie ist das möglich?«

Suko grinste wissend. »Er ist ein Karatekämpfer und beherrscht alle Tricks. Auch das richtige Fallen.«

John hob die Schultern. Mit zitternden Händen zündete er sich eine Zigarette an. Dann streckte er Suko die Hand hin.

Der Chinese sah ihn erstaunt an.

»Ich will mich bedanken«, sagte John.

»Wofür, Sir?«

»Dafür, daß Sie mir das Leben gerettet haben. Und das ist immerhin nicht wenig.«

»Es ist mir befohlen worden, auf Sie achtzugeben, Sir«, sagte Suko steif. »Ich hätte mich selbst umgebracht, wenn Ihnen etwas geschehen wäre, denn in diesem Fall hätte ich als Versager meine Ehre verloren und meinem Herrn nicht mehr unter die Augen treten können. Es war deshalb eine Selbstverständlichkeit für mich, Sie zu retten. Genausogut hätte ich Sie auch umgebracht, bei einem entsprechenden Befehl natürlich.«

»Aha.« John schluckte und zog die Hand weg. Teufel, diese Chinesen hatten eine Mentalität, die würde er nie begreifen.

Diesen Mann als Gegner zu haben wünschte man nicht einmal seinen ärgsten Feinden. Schon allein die Vorstellung erzeugte bei John Sinclair ein leichtes Frösteln.

»Und um mich kümmert sich wohl keiner«, rief Jim Rander.

»Ihr laßt mich hier verrecken, wie?«

Rander lag noch immer auf dem Boden. Es war ihm unmöglich, aufzustehen, da er seine Arme nicht gebrauchen konnte. »Verdammt,

so helft mir doch hoch«, jammerte er. »Aber paßt auf, die Schweine haben mir die Arme ausgekugelt.«

John Sinclair faßte Jim Rander am Hemdkragen. Er starrte dem Mann ins Gesicht. Nichts war mehr von seiner arroganten, aufgeputzten Art übriggeblieben. Rander war nur noch ein wimmerndes Bündel Angst.

»Wir beide werden uns gleich noch unterhalten«, sagte John gefährlich leise.

»Von wegen. Ich brauche einen Arzt, verdammt!« kreischte Jim Rander.

»Bekommen Sie, mein Freund, keine Angst.«

John bettete den Mann auf die altersschwache Couch. Suko hatte mit vor der Brust verschränkten Armen vor der Tür Aufstellung genommen. In seinem Gesicht regte sich kein Muskel. Der Geisterjäger hätte gerne gewußt, was hinter Sukos Stirn vorging.

Bevor er Rander ausfragen konnte, klingelte das Telefon.

»Wer kann das sein?« fragte der Oberinspektor.

»Keine Ahnung«, murmelte Rander.

Nach dem dritten Läuten hob der Geisterjäger ab.

»Ja?« sagte er mit verstellter Stimme.

»Mr. Rander?« Eine Frau war am Apparat.

»Hm.«

»Hier spricht Lilian Preston, Mr. Rander.«

»Ja?«

»Erinnern Sie sich nicht an mich? Ich meine, an die Blonde von vorhin? Sie haben mir doch großzügigerweise Ihre Visitenkarte hinterlassen.« Die Stimme der Frau klang erstaunt.

John atmete tief ein. »Ich glaube kaum, daß Mr. Rander noch Interesse an Ihrer Bekanntschaft hat. Good bye.«

Der Oberinspektor legte auf. Dieser Anruf hatte ihm gezeigt, daß er Jim Rander richtig eingeschätzt hatte. Seine Verlobte war tot, und verdammt noch mal, dieser Typ hatte sich sehr schnell getröstet. Hatte Rander überhaupt so etwas wie einen Charakter? John glaubte nicht daran.

Doch er sollte noch nicht dazu kommen, Rander auszufragen, denn wieder schrillte das Telefon.

Diesmal war es eine Männerstimme, die einige Sätze in den Hörer flüsterte.

»Der Schwarze Drache wird euch töten!« vernahm John das heiser klingende Organ. »Schon morgen früh werden eure Leichen in der Themse schwimmen. Der Schwarze Drache ist allmächtig!«

John lachte, aber es fiel nicht gerade glücklich aus. »Hören Sie zu, Mr. Unbekannt«, sagte er, »leere Drohungen haben mich noch nie geschreckt. Wir werden sehen, wer…«

John sprach nicht mehr weiter, denn der unbekannte Anrufer hatte aufgelegt.

Der Geisterjäger ließ ebenfalls den Hörer auf die Gabel sinken und berichtete Suko von dem letzten Gespiäch.

»Wir sollten die Drohung sehr ernst nehmen«, sagte der Chinese.

John nickte. »Der Meinung bin ich auch. Aber was sagst du, Suko? Können wir uns schützen?«

»Kaum, Sir. Der Schwarze Drache ist stark, und er lötet auch aus dem Hinterhalt. Wir müssen sehr, sehr viel Glück haben, wenn wir ihn besiegen wollen.«

»Reizende Aussichten«, erwiderte John Sinclair. Er versuchte vergebens, das unbehagliche Gefühl, das ihn erfaßt hatte, zu unterdrücken.

Jim Rander hatte dem Dialog der beiden Männer mit aufgerissenen Augen zugehört. Seine Gefühle spiegelten sich auf dem Gesicht wider. Angst, Grauen, Panik.

»Und was ist mit mir?« schrie er plötzlich. »Wer kümmert sich um mich, zum Teufel? Ich will nicht sterben, ich will nicht…!«

»Halten Sie Ihr verdammtes Maul!« schrie John zurück. »Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich werde mich jetzt um Sie kümmern, mein Freund…«

»Wollen Sie mich etwa foltern?« kreischte Jim Rander plötzlich los. Er wurde hochrot im Gesicht, und in seinen Augen leuchtete die Angst.

John schüttelte lächelnd den Kopf.

»Nein, Mr. Rander, so brutal sind Polizisten nicht.«

Randers Augen wurden groß. »Polizei?«

»Ja. Scotland Yard.«

»O verdammt.« Rander schluckte. Er sah aus wie das personifizierte schlechte Gewissen. »Aber – was hatten Sie denn bei Li Tse Feng zu suchen?«

»Ich stelle hier die Fragen«, sagte John, »und ich erwarte von Ihnen die entsprechenden Antworten.«

»Wenn ich kann. Aber ich rede nicht eher, bis ein Arzt hier ist.« John ging zum Telefon. »Wie heißt Ihr Hausarzt?«

»Habe keinen.«

John rief beim Yard an. Er bestellte den diensthabenden Polizeiarzt und die kleine Mannschaft der Mordkommission. Die Experten sollten in der Wohnung Spuren sichern und auch die Leiche des Chinesen untersuchen. Suko hatte über den toten Körper inzwischen eine Decke gebreitet.

Der Geisterjäger wandte sich wieder Jim Rander zu. »Sie haben es gehört, Rander, ein Arzt wird bald hier erscheinen. So, und jetzt sagen Sie alles über sich und Suzy, Ihre ehemalige Verlobte.«

»Was soll das, Bulle?« sagte Rander schwer atmend. »Sie wollen mir wohl einen Mord anhängen, wie? Aber verdammt, ich habe es nicht getan. Ich wußte ja selbst nicht, daß diese Schweine das Mädchen umgebracht haben. Vor ein paar Minuten habe ich es erst erfahren.«

John meinte: »Gesetzt den Fall, ich glaube Ihnen. Aber völlig unschuldig sind Sie doch nicht. Sie haben zumindest mit Li Tse Fengs Feinden zusammengearbeitet. Ich denke da an die Geburtstagsfeier. Sie sind also mit Suzy nach Hause gefahren. Das stimmt doch – oder?«

»Ja. Ich war ziemlich blau. Der Taxifahrer hat mich hier in der Nähe abgesetzt. Den Rest der Strecke bin ich dann zu Fuß gegangen. Suzy ist allein weiter gefahren. Seitdem habe ich nichts mehr von ihr gehört. Mehr weiß ich auch nicht.«

»Was hat Ihnen der Schwarze Drache dafür gezahlt?« schoß John Sinclair seine nächste Frage ab.

»Gezahlt? Ich verstehe nicht?« Jim Rander versuchte überzeugend zu lügen, doch er schaffte es nicht.

»Was wissen Sie vom Schwarzen Drachen?« John ließ nicht locker.

»Kenne ich nicht!«

»Mann, Rander, machen Sie mich nur nicht wütend. Weshalb sind denn die beiden Chinesen hier aufgetaucht, he? Die wollten doch nicht mit Ihnen Karten spielen, sondern Sie umbringen.«

Rander kniff die Lippen zusammen. Dann sagte er: »Vielleicht eine Verwechslung.«

»Ihre Ausreden sind mehr als mies. Die glaubt Ihnen nicht einmal ein Gehirnamputierter. Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag, Rander. Ich gebe Ihnen sozusagen eine Chance. Wir nehmen Sie in Schutzhaft. Und zwar so lange, bis die leidige Geschichte mit dem Schwarzen Drachen ausgestanden ist. Als Gegenleistung sagen Sie alles, was Sie wissen. Ist das ein Angebot?«

In Randers Augen trat ein lauernder Ausdruck. »Ihr müßt mich ja sowieso schützen. Ich bin verletzt, ich…«

»Die Arme renkt Ihnen ein Facharzt blitzschnell wieder ein. Das ist praktisch Sekundensache, und dann sind Sie entlassen. Ich kann es auch deutlicher sagen: zum Abschuß freigegeben, denn wir sehen ja keinen Grund, Sie festzuhalten. Schließen wir also ein Geschäft auf Gegenseitigkeit ab.«

Um Randers Mundwinkel grub sich ein wissendes Lächeln.

»Sie sind ein raffinierter Hund, Sinclair. Sie nutzen eiskalt die Lage eines Verletzten aus. Sie…«

»Jetzt machen Sie mal halblang, Rander. Sie wissen, daß mein Angebot für Sie die Chance ist. So glimpflich wären Sie nie aus der Sache herausgekommen. So, und jetzt reden Sie. Von Anfang an.«

Rander bat um eine Zigarette, erhielt sie auch und ließ sie zwischen den Lippen stecken, während er redete.

»Ich lernte Suzy vor einem Jahr kennen. In einer Bar am Piccadilly. Sie war mit ihrer Freundin da und noch einem Bekannten. Wir kamen ins Gespräch, unterhielten uns über alles Mögliche, und ich merkte, daß sie auf mich stand. Wir sind dann zusammen ins Bett gegangen, und ich erfuhr erst am anderen Morgen, welch ein Goldfisch mir da der Zufall an den Angelhaken gehängt hatte. Suzys Vater hatte Geld, mehr, als er ausgeben konnte. Ich hängte mich also rein, spielte den braven Jungen und brachte Suzy soweit, daß ich mich mit ihr verloben konnte.«

»Hatten Sie noch andere Freundinnen zwischendurch?« fragte John Sinclair.

»Ja. Aber nur zwei. Verdammt, Sie müssen mich verstehen, Sinclair, Suzy war ja nicht immer da. Und ich bin ein Typ, der nun mal etwas Abwechslung braucht.«

»Wußte Suzy davon?«

»Nein, verdammt!«

»Was sind Sie eigentlich von Beruf, Rander?« wollte John Sinclair wissen.

»Ich habe mal in der Werbung gearbeitet. Texter und so. Aber dann hatte ich keine Lust mehr.«

»Mit anderen Worten, die Frauen haben für Sie das Geld angeschafft. Haben Sie als Zuhälter gearbeitet?«

»Früher mal, aber heute nicht mehr. Der Job ist mir zu riskant geworden. Wie gesagt, ich lebte von den Frauen, die es mir verdammt leicht machen. Ich brauche nur…«

»Uninteressant«, sagte John, »kommen Sie wieder zum Thema. Wie ist der Schwarze Drache auf Sie aufmerksam geworden?«

»Das war ganz einfach. Die Typen wußten, daß ich noch nebenbei ein paar Puppen an der Hand hatte. Eines Tages kamen sie dann zu mir und haben mich vor vollendete Tatsachen gestellt. Entweder ich lieferte ihnen Suzy aus, oder sie würden den Alten über mich aufklären. Sagen Sie ehrlich, Oberinspektor, was blieb mir anderes übrig?«

»Ja, Rander, was blieb Ihnen anderes übrig.« John schüttelte den Kopf über soviel Unverfrorenheit. »Sie hätten zum Beispiel mit Suzy reden können. Vielleicht hätte sie Ihnen verziehen. Verdammt noch mal, haben Sie denn nicht gewußt, was diese Kerle mit dem Mädchen vorhatten? Sie haben sich der Beihilfe an einem Mord schuldig gemacht. Mann, Rander, Ihr Gewissen möchte ich wahrhaftig nicht haben.«

»Sie haben ja nicht in meiner Situation gesteckt. Außerdem, wußte ich nicht, was mit Suzy geschehen sollte. Es hieß immer, es solle alles nur eine Art Spaß sein. Man wollte dem alten Feng einen Denkzettel verpassen. Ich habe nie gedacht, daß sie das Girl umbringen würden.«

»Wie ist die Entführung vor sich gegangen?« wollte John Sinclair wissen.

»Ich habe ihnen gesagt, wo wir an dem bewußten Abend hingehen würden. Sie haben uns dann beobachtet, anschließend das Taxi verfolgt, und dann bin ich ja ausgestiegen. Sie müssen sich Suzy wohl vor ihrer Wohnung gegriffen haben, aber genau weiß ich es auch nicht.«

»Haben Sie Geld erhalten?« fragte John.

Rander schwieg.

»Ich habe Sie etwas gefragt!«

»Ja, verdammt.«

»Wieviel?«

»Zweitausend Pfund.«

»Zweitausend Pfund zur Beihilfe für einen Mord. Eine verdammte Blutsumme, Rander.«

»Aber ich wußte doch nicht…«

»Ja, ja, die Leier kenne ich.« John hatte keine Fragen mehr. Dafür aber Jim Rander. »Und was wird jetzt mit mir? Halten Sie Ihr Wort?«

»Natürlich, Sie werden in Schutzhaft genommen.« John war zu Suko gegangen. »Du hast alles gehört?«

Suko nickte. »Ich werde Li Tse Feng Bericht erstatten müssen.«

»Aber erst später«, sagte John. »Alles andere würde die Nachforschungen noch komplizierter machen. Wenn der Fall beendet ist, werden wir beide es Li Tse Feng sagen.«

»Falls wir dann noch leben«, schränkte Suko ein.

»Das wollen wir doch hoffen.« John grinste. Dann fragte er: »Sag mal, Suko, wieso hast du mich eigentlich gefunden?«

»Ich war immer hinter Ihnen, Sir. Ich habe Sie verfolgt. Schließlich bin ich für Ihr Leben verantwortlich.«

»Ja.« John lächelte und schlug dem muskulösen Suko auf die Schulter. »Du bist wirklich jemand, auf den man sich verlassen kann. Ich schätze, wir beide werden den verdammten Drachen schon in die Knie zwingen.«

Von draußen hörte John Sinclair das Heulen von Polizeisirenen. Der Geisterjäger öffnete die Wohnungstür und trat in den Flur.

Wie Ratten verschwanden die Neugierigen in ihren Wohnungen. Türen knallten zu, wurden verriegelt. Niemand wollte etwas mit der Polizei zu tun haben, denn fast jeder der Bewohner hatte ein schlechtes Gewissen. Etwas Dreck hatten sie alle am Stecken.

Eine Etage tiefer klangen die Schritte der Beamten auf. Dann stürmten die Männer schon die Treppe hoch. An der Spitze Sergeant Crosswind, stellvertretender Leiter der Mordkommission II. Crosswind sah aus wie ein Fleischerhund und hatte wohl auch dessen Gemüt. Als er John sah, verzog er das Gesicht.

»Immer wenn wir uns begegnen, sind Leichen da, wie?«

John hob die Schultern. »Das liegt wohl in der Natur der Sache.« Er reichte Crosswind die Hand. Die beiden Männer verstanden sich ganz gut. Noch auf dem Flur setzte der Oberinspektor den Sergeant kurz ins Bild. Er berichtete von dem Selbstmord des Chinesen und auch von Rander.

»Diesen Rander«, sagte John, »nehmen wir in Schutzhaft. Am besten kümmern Sie sich darum, Sergeant. Ich…«

»He, Oberinspektor!« rief Jim Rander in diesem Augenblick. Der Geisterjäger ging wieder zurück in das Zimmer. Der Arzt kniete schon neben Rander und hatte ihm eine Spritze gegeben. »Ehe ich hier einschlafe, will ich Ihnen noch einen Tip geben. Wenden Sie sich an Li Wang. Er scheint einer der Hauptbosse zu sein. Und – ich – ich, verdammt, ich habe Suzys Tod nicht gewollt! Ich…«

Randers Stimme wurde schwächer. Schließlich war der Mann eingeschlafen.

»Sie haben ihm die Arme ausgekugelt«, sagte John Sinclair zu dem Arzt.

Der Doktor nickte. »Ich weiß. Aber das haben wir schnell wieder. Allerdings hat er noch eine Rückenverletzung. Und das sieht schon böse aus. Jemand muß ihn mit ungeheurer Wucht getreten haben. Ein Mensch mit einer schwächeren Konstitution hätte sich dabei das Rückgrat brechen können.«

John gab keine Antwort. Er hatte ja selbst die Brutaliät des Schwarzen Drachen erlebt. Brutalität, die eiskalt von einem dämonischen Anführer gelenkt wurde. Es wurde Zeit, daß man dem Schwarzen Drachen die Flügel stutzte.

John ging zu Suko, der an der Wand lehnte und einen unbeteiligten Eindruck machte.

»Jim Rander hat mir noch etwas von Li Wang erzählt. Kennst du einen Mann, der diesen Namen trägt?«

»Ja, Sir.«

»Und?«

»Li Wang ist der ungekrönte König des Chinesenviertels. Ihm gehören fast alle Wäschereien in London, und an dem Rest ist er wenigstens finanziell beteiligt.«

»Das ist allerhand«, erwiderte John. »Hältst du Li Wang denn für fähig, Führer des Schwarzen Drachen zu sein?«

Suko nickte.

»Dann wissen wir ja, an wen wir uns zu halten haben«, sagte John Sinclair optimistisch…

***

Die Zeit des Drachen war da!

Jahrhundertelang hatte der Schwarze Drache in den Dimensionen des Grauens geschlummert, und erst Li Wang war es gelungen, ihn zu erlösen. Mehr noch, er hatte sich zum Herrscher des Drachenreiches aufgeschwungen.

Li Wang hatte die schreckliche Metamorphose durchgemacht. Er – ein Mensch – hatte sich in ein Monster verwandelt und war nun bereit, die Herrschaft weiterzuführen.

Der geheimnisvolle Keller war zu seinem Hauptquartier geworden. Hier nistete das Böse. Beinahe körperlich war die dämonische Ausstrahlung spürbar. In den von Dämmerlicht erfüllten Ecken und Winkeln schienen Schatten hin und her zu huschen. Seltsame, grauenvolle Laute drangen an die Ohren des Drachengottes.

Gestaltlose Wesen, die durch die finstere Beschwörung mit auf die Erde gelangt waren, umtanzten den Thron in höllischem Reigen.

Das Licht der brennenden Fackeln reichte aus, um den Drachengott aus der Dunkelheit hervorzuschälen.

Li Wang hatte sich auf schreckliche Weise verändert. Er hatte noch einen normalen Körper, doch an Stelle seines Kopfes war der furchterregende Drachenschädel getreten. Die grüne, lederartige Haut war mit Schuppen besetzt, wie ein Rüssel war das Maul vorgeschoben, und die hervorquellenden Augen leuchteten gelb. Höllisch scharfe Zähne bleckten in dem gräßlichen Maul, und dazwischen fuhr eine gespaltene Zunge vor und zuiück. Der Oberkörper des Drachengotts war mit einem langen pechschwarzen Gewand bedeckt, auf dem die eingestickten Drachen blutrot leuchteten. Hände und Füße waren zu Klauen geworden, mit messerscharfen Nägeln und grüner schuppiger Haut.

Der Drachengott war ein Alptraum aus einer anderen, absolut finsteren Welt.

Der Keller war sein Reich. In diesem Gewölbe des Bösen fühlte er sich wohl. Er hatte keine menschlichen Empfindungen mehr, sein Ziel war die Verbreitung des Terrors.

Seine Diener waren längst ausgeschwärmt, um unschuldige Menschen zu ihm zu bringen. Ihnen allen wollte er das Zeichen des Drachen auf die Brust tätowieren. Damit waren sie mit ihrem Herrscher auf ewig verbunden.

Durch die Tätowierung konnte er jederzeit mit ihnen in Kontakt treten, konnte er spüren, wenn sich jemand von ihm trennen wollte. Dann befahl er demjenigen gedanklich den Selbstmord, und der Diener würde gehorchen. Er hatte keine andere Wahl mehr, denn wer sich einmal dem Drachengott verschrieben hatte, kam nie mehr von ihm los.

Doch die Tätowierung erfüllte auch noch andere Funktionen. Sie wirkte wie ein magisches Fenster, durch das der Drachengott all die

Vorgänge beobachten konnte, die sich dort abspielten, wo sich einer seiner Diener befand.

Wie jetzt in der Wohnung eines gewissen Jim Rander, der dem Drachengott das unschuldige Opfer zugeführt hatte.

Li Wang saß auf seinem Thron, hatte die hervorquellenden Drachenaugen geschlossen und sah trotzdem die Vorgänge wie auf einer großen Leinwand.

Er kannte den hochgewachsenen Mann, der sich in der Wohnung aufhielt und nur im letzten Augenblick vor dem Tod gerettet worden war.

John Sinclair hieß der Blonde, und er war der schlimmste Feind des Bösen. Die Dämonen verfolgten diesen Mann mit einem unbeschreiblichen Haß. Derjenige, der John Sinclair tötete, würde auf der Rangleiter ganz nach oben steigen, bis zum Thron des Höllenfürsten, auf dem Asmodis, der Gehörnte, saß. John Sinclair und die Mächte der Finsternis – das war ein ewiger Kampf, und es gab kaum jemanden auf der Erde, der den Dämonen schon größere Niederlagen bereitet hatte. Immer wieder hatten die Herrscher des Bösen versucht, den Geisterjäger zu töten. Manchmal wäre es ihnen auch fast gelungen, doch im Endeffekt hatte sich das Gute – in diesem Fall John Sinclair – als stärker erwiesen.

Dabei genügte es den Dämonen nicht, einfach einen irdischen Killer anzuheuern, nein – John Sinclair mußte auf magische Art und Weise erledigt werden. Er sollte nicht den normalen Tod finden, sondern in den Dimensionen des Schreckens als Untoter herumirren. Es war die schlimmste Strafe, die einem Menschen passieren konnte.

Doch dieser Sinclair wußte sich zu wehren. Er hatte sich auf die Kampfmethoden seiner Gegner eingestellt, besiegte sie oft selbst mit magischen Mitteln und hatte sogar Dr. Tod, Asmodis Ersten Diener, zur Strecke gebracht.

Das alles wußte Li Wang, und der Haß auf diesen John Sinclair überfiel ihn mit einer ungeheuren Macht, als er ihn vor seinem geistigen Auge sah.

Doch plötzlich verschwand das Bild.

Das war der Augenblick, in dem der Drachendiener Selbstmord begangen hatte.

Ein schreckliches Fauchen drang aus dem Maul des Drachengottes. Der Haß auf Sinclair wurde noch stärker, wischte für Sekunden die klare Überlegung weg.

Li Wang sprang auf.

Mit lauter Stimme rief er zwei seiner Diener zu sich.

Sie erschienen schnell und blieben in devoter Haltung vor dem Thron stehen. Ihre Oberkörper waren entblößt, die tätowierten Fratzen leuchteten glühend rot.

Li Wang gab seine Befehle. Sinclair sollte wissen, daß er den Zorn des Schwarzen Drachen auf sich gezogen hatte.

»Ruft ihn an«, zischte Li Wang, »und sagt ihm, daß ich ihn töten werde.«

»Ja, Herr!«

Die Diener verschwanden lautlos.

Li Wang war sich in diesen Augenblicken sicher, daß John Sinclair keine Chance mehr hatte, denn zu groß war die Macht des Schwarzen Drachen.

***

In dem kleinen Polizeirevier am Soho Square war es um diese späte Nachmittagsstunde ruhig. Drei Beamte hielten es besetzt, der Revierleiter und zwei Corporals. Weitere vier Beamte waren als Fußstreifen unterwegs.

Als Hang Tau das Revier betrat, sah der Corporal, der an der Schreibmaschine saß und einen Bericht tippte, auf.

»Läßt du dich auch mal wieder sehen?« fragte er.

Hang Tau hob die Schultern. »Der Arzt hat mich krankgeschrieben«, sagte er.

»Und was willst du hier?«

»Nun…« Hang Tau lächelte. Er sah sich um, als wäre er zum erstenmal in diesem Revier. »Ich möchte gern mit Sergeant Menon sprechen. Ist er da?«

»Natürlich.« Der Corporal nickte. Er deutete mit dem Daumen über seine Schulter. »Hinten, in seinem Büro.«

Hang Tau ging an dem langen Tresen vorbei. Der Polizist trug keine Uniform, sondern einen hellblauen Jeansanzug. Am Ende des Tresens stoppte ihn der Ruf des Corporals. »Sag mal, Hang Tau, weshalb bist du eigentlich krankgeschrieben?«

Hang Tau blieb stehen. »Ich hab's mit dem Magen, sagt der Arzt. Irgendeine Entzündung.«

»Dein Schein ist aber noch nicht da, wir haben uns schon gewundert.«

»Deshalb will ich ja mit dem Sergeant reden.«

Der Corporal drehte sich auf seinem Stuhl herum. »Weißt du eigentlich, daß Tom Quarry tot ist?«

»Ich habe davon gehört.«

»Du hast verdammtes Glück gehabt, Hang Tau. Es war schließlich auch deine Streife. Die Schweine haben Quarry mit einem Messer mißhandelt und verbluten lassen.«

»Weiß man schon, wer es war?«

Der Corporal hob die Schultern. »Nein, aber komisch ist, daß Quarry in den letzten Sekunden seines Lebens noch deinen Namen gerufen

hat.«

»Da war er sicher nicht mehr richtig bei Verstand«, meinte Hang Tau mit unbewegtem Gesicht. »Wir sind ja immer zusammen gegangen. Er hat ja auch meine Mutter besucht.«

»Und wo warst du da?«

»Ich habe geschlafen.« Hang Tau log mit unbewegtem Gesicht. »Meine Mutter kannte Quarry nicht und hat ihn abgewimmelt. Mir ging es an diesem Tag sehr dreckig. Hätte ich allerdings gewußt, daß Tom…«

Hang Tau verstummte.

»Aber wir werden seinen Mörder finden«, sagte der Corporal überzeugt. »Außerdem hat sich Scotland Yard eingeschaltet. Im Chinesenviertel soll es sowieso gären. Hast du denn davon nichts gehört?«

»Nein.«

Hang Tau ging die paar Schritte bis zum Büro des Sergeants.

Dort klopfte er an die Tür.

»Come in!« rief eine kräftige Männerstimme.

Hang Tau betrat das Büro.

Sergeant Menon saß hinter seinem Schreibtisch. Er hatte das große Dienstbuch aufgeschlagen vor sich liegen und machte dort seine Eintragungen.

Als Hang Tau eintrat und die Tür hinter sich schloß, hob der Sergeant den Kopf.

»Sieh einmal an, Hang Tau«, sagte er. »Mit Ihnen haben wir schon gar nicht mehr gerechnet. Wollen Sie endlich Ihre Krankmeldung abgeben?«

Hang Tau betrachtete den Sergeant mit starrem Blick. Er kannte den mittelgroßen Mann mit der Halbglatze und der dicken Hornbrille schon seit Jahren. Sergeant Menon war nicht sehr beliebt. Er war ein Law-and-Order-Typ, und für ihn gab es nur eine Tugend: Disziplin!

Der Sergeant lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. »Es ist Ihnen doch klar, Hang Tau, daß ich Ihr Verhalten nicht durchgehen lassen kann. Ich muß Meldung machen, verlange aber erst einmal eine Erklärung von Ihnen!«

»Die können Sie haben, Sergeant«, sagte der junge Polizist und riß im selben Augenblick sein Hemd auf.

Der Sergeant sprang hinter seinem Schreibtisch hoch. Er wollte etwas sagen, doch er konnte noch nicht mal den Mund öffnen. Die Drachenfratze auf der Brust des Chinesen hatte ihn in ihren Bann gezogen.

***

John Sinclair hatte den Beamten der Mordkommission das Feld

überlassen und saß wieder in seinem Bentley. Suko stand neben dem Wagen und beobachtete mit Argusaugen die Straße.

Die Sonne stand schon tief. Beinahe waagerecht schickte sie ihre Strahlen in die enge Straßenschlucht und übergoß die schmutzigen Bauten mit einem rotgelben Schein.

Die Neugierigen hielten sich in respektvoller Entfernung.

Wenn die Polizei mit einem größeren Aufgebot erschien, traute sich niemand mehr nahe heran. John sah auch die Rocker unter den Zuschauern. Als sich ihre Blicke einmal kreuzten, grinste der Anführer schief. Er war John sicher dankbar, daß dieser ihn nicht eingelocht hatte.

John Sinclair öffnete das Handschuhfach und holte ein Magazin mit geweihten Silberkugeln hervor. Dieses tauschte er gegen das mit normalen Kugeln gefüllte aus.

Der Oberinspektor wußte nun genau, daß finstere Mächte ihre Hände mit im Spiel hatten, und es war in der Regel so, daß Dämonen gegen normale Kugeln immun waren. Geweihte Silberkugeln jedoch wirkten auf sie verheerend.

Allerdings auch nicht auf alle. Man unterschied wieder Rangstufen. Die niederen Chargen waren ohne weiteres durch Silberkugeln aus der Welt zu schaffen, aber bei den höheren Dämonen mußte man sich schon etwas anderes einfallen lassen. John Sinclair hatte darin seine Erfahrungen.

Das Autotelefon befand sich links neben der Gangschaltung. John nahm den Hörer, kurbelte die Seitenscheibe herunter und ließ sich von Suko Li Tse Fengs Telefonnummer sagen.

Dann wählte er.

Als John seinen Namen gesagt hatte, verband man ihn blitzschnell weiter. Wahrscheinlich hatten die Sekretärinnen eine diesbezügliche Order erhalten.

Li Tse Feng meldete sich. Seine Stimme klang gehetzt, übernervös.

»Hier Sinclair«, sagte John, während er sich bequem in seinen Sitz sinken ließ.

»Was gibt es, John? Haben Sie schon eine Spur?«

»So gut wie. Eine Frage: Ist Ihnen der Name Li Wang ein Begriff?«

Die Antwort kam schnell, wie aus der Pistole geschossen. »Natürlich, John. Li Wang ist der mächtigste Mann im Chinesenviertel. Sämtliche Wäschereien…«

»Das weiß ich schon.« John unterbrach seinen Gesprächspartner. »Können Sie sich vorstellen, daß dieser Li Wang etwas mit dem Schwarzen Drachen zu tun hat?«

Li Tse Feng überlegte. »Das ist eine komplizierte Frage. Man will schließlich nicht ohne weiteres jemanden verdächtigen – aber Einfluß und Macht hat er schon.«

»Kennen Sie ihn näher?«

»Ja und nein. Wir haben uns natürlich ein paarmal gesehen. Mein Freund ist er allerdings nicht. Wir haben wohl geschäftlich miteinander zu tun. Ich lasse die schmutzige Wäsche, die in meinen Lokalen anfällt, bei ihm waschen.«

»Hat Li Wang noch Verbindungen nach China?«

»Bestimmt, die habe ich auch.« Li Tse Feng atmete schwer. »Ich habe Ihnen ja von der Geschichte des Schwarzen Drachen berichtet. Verdammt, John, wenn Li Wang wirklich der Schwarze Drache ist, dann gnade uns Gott. Der Mann hat einen ungeheuren Einfluß. Ihm gehorchen bald alle Einwohner des Chinesenviertels. Das kann zu einer Katastrophe führen, wenn wir ihn nicht stoppen.«

»Noch ist es nicht soweit«, sagte John. »Aber wie sieht es mit Ihren Leuten aus? Hat der Schwarze Drache schon Verbindung mit Ihnen aufgenommen?«

»Keine Ahnung, John. Möglich wäre es schon, und ich kann auch niemandem mehr trauen.«

»Gut.« John räusperte sich. »Ich mache Ihnen folgenden Vorschlag, Li. Bleiben Sie die gesamte Nacht über in Ihrem Büro. Sollte ich irgendwelche Informationen brauchen, muß ich Sie erreichen können.«

»Ich wäre sowieso dort geblieben«, erwiderte Li Tse Feng mit leiser Stimme. »Ich muß die Totenwache für meine Tochter halten.«

John Sinclair atmete schwer aus. Suzy, sie hätte er fast schon vergessen. »Ist gut, Li, bis später dann.«

Der Oberinspektor hängte ein.

Als er aus dem Seitenfenster blickte, trugen zwei Männer soeben die Leiche des Chinesen in einer Zinkwanne aus dem Haus. Wie oft hatte John dies schon gesehen. Aber niemals würde er sich daran gewöhnen können.

Er gab Suko ein Zeichen, in den Wagen zu steigen.

Der hünenhafte Leibwächter ließ sich auf den Beifahrersitz sinken. Er wandte John das Gesicht zu. »Immer noch zu Li Wang?«

»Ja. Du weißt, wo er sein Hauptquartier hat?«

Suko nickte. »Fahren Sie, Sir. Ich werde Ihnen den Weg zeigen. Es ist eine richtige Waschfabrik.«

John gab Gas. Langsam rollte der Bentley die schmale Straße hinunter. Die Rocker winkten John Sinclair zu, und er winkte zurück.

»Fahren Sie links in die nächste Straße hinein«, sagte Suko.

Die Straße erwies sich als noch schmaler. Auch hier trostlose Fassaden, blinde Fensterscheiben. Die Gesichter der Menschen verbissen, alt, hoffnungslos. Einmal wurde ein Stein nach dem Bentley geworfen. Es dröhnte, als er den hinteren linken Kotflügel traf.

Zehn Minuten später wieder die ruhelose, geschäftige Londoner City

mit ihrem unbeschreiblichen Verkehr, den alles überragenden Bussen und den Bobbies, die sich durch nichts aus der Ruhe bringen ließen.

Soho war nicht weit und damit auch das Chinesenviertel.

Am Piccadilly Circus bog John in die Sherwood Street ein.

Linker Hand lag der gewaltige Bau des Regent Palace Hotel. Eine Touristenherberge, die fast immer voll besetzt war.

Nur Schrittweise konnte sich John durch den Verkehr wühlen, und als sie endlich Li Wangs Großwäscherei erreicht hatten, griffen schon die Schatten der Dämmerung nach der Riesenstadt an der Themse.

Die Wäscherei lag in einem Wohngebiet. Die vordere Hausfassade wurde von zwei riesigen Scheiben eingenommen, durch die man in den Laden blicken konnte. Elektrische Waschmaschinen drehten sich. Chinesen in grauweißen Kitteln eilten geschäftig hin und her. Aus einer Hofeinfahrt fuhr ein Lieferwagen mit Li Wangs Namenszug auf den hinteren Türen. »Eigentlich ist ja schon Feierabend«, sagte John, als er nach einem Parkplatz Ausschau hielt.

Suko hob die Schultern. »Es wird bis zweiundzwanzig Uhr gearbeitet. In zwei Schichten. Li Wang hat sehr viel zu tun.« Sie mußten sich hier im Zentrum des Chinesenviertels befinden, denn John sah keinen einzigen Weißen. Nicht auf der Straße und erst recht nicht in der Wäscherei.

Einen Parkplatz fand John auch. Der Wäscherei gegenüber.

Als er den Wagen verließ, hatte er das Gefühl, in einer fremden Welt zu sein. Überall chinesische Schriftzeichen. An den Häuserwänden, an den Geschäften und an den Schaufensterscheiben.

John Sinclair und Suko wurden argwöhnisch beobachtet, als sie auf die Wäscherei zugingen.

Eine Schwingtür führte ins Innere.

Augenblicklich strömte den Männern der unverkennbare Wäschegeruch entgegen.

Die Luftfeuchtigkeit war hoch in dem großen Raum, und der Geisterjäger begann zu schwitzen.

Quer durch den Raum zog sich ein Holztresen. Er konnte nur an einer Stelle hochgeklappt werden. Hinter dem Tresen standen die Waschmaschinen mit ihren rotierenden Trommeln.

John machte einem Chinesen Platz, der freundlich lächelte und dabei ein riesiges Wäschepaket trug, das ihn fast überragte.

John stellte sich an den Tresen. Suko blieb zwei Schritte hinter ihm stehen.

Der Raum hinter dem langen Tresen war bis auf zwei chinesische Frauen leer. Sie warfen John ab und zu scheue Blicke zu. Der Geisterjäger fühlte, daß etwas in der Luft lag. Er vermeinte, aus zahlreichen Augen beobachtet zu werden, obwohl sich anscheinend niemand um ihn kümmerte.

Schließlich trat ein kleiner Chinese auf sie zu. Er trug einen grauen Kittel, eine Kappe von der gleichen Farbe auf dem Kopf und hielt eine Schreibkladde in der Hand. Der Halter eines Kugelschreibers blitzte aus seiner Kitteltasche.

»Was kann ich für Sie tun, Sir?« Der Mann sprach ein lupenreines Englisch.

»Ich möchte gern Li Wang sprechen«, sagte John.

Der Chinese behielt sein stereotypes Lächeln bei. »Bedaure, Sir, aber das ist nicht möglich.«

»Und warum?«

»Der sehr verehrte Li Wang ist nicht da.«

Der Geisterjäger spürte den Ärger in sich hochsteigen. Das hatte er sich fast gedacht. Bestimmt ließ sich Li Wang verleugnen.

Aber so ohne weiteres wollte sich John nicht abspeisen lassen.

John zückte seinen Ausweis. »Scotland Yard. Ich bin nicht zu meinem Privatvergnügen hier. Also bringen Sie mich jetzt zu Li Wang.«

»Ich kann nicht, Sir.« Der Chinese schüttelte den Kopf. »Er ist nicht da. Aber ich kann Sie zu Jay Lee bringen. Er vertritt Li Wangs Geschäfte.«

»Okay«, sagte John.

»Wenn Sie mir dann bitte folgen würden, Sir?«

Der Chinese eilte am Tresen entlang und hob die Holzbarriere hoch. John und Suko gingen durch die breite Öffnung. Der Chinese hatte für Suko nur ein geringschätziges Lächeln übrig.

Die Männer gingen in den Hintergrund des großen Waschsaals. Die Arbeiter beachteten sie gar nicht. Vor einer Eisenür blieb der Führer stehen. An der Wand hing ein Telefonapparat. Der Chinese nahm den Hörer, drückte auf einen weißen Knopf, wartete, bis sich jemand gemeldet hatte, und sagte dann ein paar Worte in seiner Heimatsprache.

Das Gespräch dauerte vielleicht zehn Sekunden. Dann sagte der Chinese: »Bitte, folgen Sie mir. Der ehrenwerte Jay Lee erwartet Sie.«

»Hast du verstanden, was er gesagt hat?« flüsterte John seinem Begleiter Suko zu.

»Nein. Er sprach einen Dialekt, den ich nicht kenne.«

Hinter der Tür begann ein Gang. Die Mauern waren aus roten Ziegelsteinen gefügt. Eine Lampe an der Decke spendete trübes Licht. Es reichte aber aus, um die Eisentreppe zu erkennen, die am Ende des Ganges nach oben in das nächste Stockwerk führte. Daneben befand sich wieder eine Metalltür, durch die man wohl in den Hof gelangte.

Es ging aber die Treppe hoch.

Die Metallstufen warfen die Echos der Schritte zurück. Der eiserne Handlauf war blank, ein Zeichen dafür, daß er oft benutzt wurde.

Im nächsten Stockwerk nahm sie wieder ein Gang auf. Er war jedoch

verputzt, und die einzelnen Türen, die links und rechts abzweigten, waren aus Holz.

Auf einer stand Jay Lees Name.

Der Chinese trat zuerst in den Raum, hielt einladend die Tür auf und verbeugte sich, als John und Suko an ihm vorbeigingen. Hinter einem Schreibtisch erhob sich Jay Lee.

Der Mann sah aus wie ein Manager. Korrekt sitzender graublauer Anzug, das Hemd aus Seide, genau wie die unifarbene Krawatte. Eine Hornbrille zierte das Gesicht des mittelgroßen Mannes, und das Haar war sauber gescheitelt.

Das Büro war nüchtern, aber doch gemütlich eingerichtet. An den Wänden hingen Bilder aus dem alten China. Der Schreibtisch jedoch war modern, genau wie die kleine Sitzgruppe.

»Sie wünschen mich zu sprechen?« sagte Jay Lee.

Seine Stimme klang kultiviert und war von einer gewissen Unaufdringlichkeit.

»Ja«, sagte John und stellte sich nochmals vor.

»Aber bitte, nehmen Sie doch Platz, Mr. Sinclair. Oder soll ich Oberinspektor sagen?«

»Das überlasse ich Ihnen.«

»Danke.«

Suko bot der Mann keinen Platz an. Er beachtete ihn nicht einmal. John lehnte angebotene Getränke ab, bat aber darum, rauchen zu dürfen.

»Aber selbstverständlich, Mr. Sinclair. Was rauchen Sie gern, Zigaretten, Zigarren…«

»Danke, Mr. Lee, ich habe meine eigenen.«

»Bitte.«

Jay Lee hatte ein abwartendes, geschäftsmäßiges Lächeln aufgesetzt, und John Sinclair war klar, daß dieser Mann ein verdammt harter Brocken werden würde. Er beobachtete den Chinesen über die Flamme seines Feuerzeugs hinweg.

Zu Johns Verwunderung begann Jay Lee das Gespräch. »Nun, Mr. Sinclair«, sagte er. »Was kann ich für Sie tun? Bitte, fassen Sie sich kurz, ich habe noch einen Termin.«

»Eigentlich wollte ich ja Li Wang sprechen«, sagte John und blies den Rauch gegen die Decke.

»Man wird Ihnen ja schon gesagt haben, daß der sehr verehrte Mr. Li Wang leider nicht anwesend ist. Und so müssen Sie mit mir vorliebnehmen. Aber seien Sie versichert, ich werde Ihnen, wo ich kann, entgegenkommen.«

»Das ist gut«, sagte John. »Dann können sie mir sicherlich etwas über den Schwarzen Drachen erzählen.«

»Entschuldigen Sie, Mr. Sinclair, ich verstehe Sie nicht ganz.«

Jay Lees Stimme klang überrascht, sein Lächeln wirkte plötzlich unwissend, und seine Augen hatten einen ungläubigen Ausdruck angenommen.

»Sie haben also von der Existenz des Schwarzen Drachen noch nie etwas gehört«, stellte John fest.

»Nein, ich sagte es Ihnen doch schon. Was soll das sein? Wenn Sie so gut wären und mich aufklären würden…«

John wurde das höfliche Theater langsam zu viel. »Verdammt noch mal, Mr. Lee. Sie wissen genau, wovon ich rede. Dieser Schwarze Drache ist ein Geheimbund, der Verbindung zu finsteren Mächten hat, und er hat sich hier im Chinesenviertel eingenistet. Ich habe vor wenigen Stunden die Leiche eines geköpften jungen Mädchens gesehen, und zum Teufel, mir ist wahrlich nicht nach Spaßen zumute. Die Spur der Mörder führt hierher, in diese Wäscherei. Und wenn Sie, Mr. Lee, absolut nichts mit dem Drachen zu tun haben, dann beweisen Sie es.«

Lees Lächeln war eingefroren. Seine Hände hatten sich zu Fäusten geballt. Ein verschlagener Ausdruck war in seine Augen getreten. Steif sagte der Mann: »Ich möchte Sie bitten, zu gehen.«

Beharrlich schüttelte John den Kopf. »Nein, Mister. Ich werde nicht eher von hier fortgehen, bis Sie mir bewiesen haben, daß Sie tatsächlich nichts mit dem Drachen zu tun haben. Und jetzt ziehen Sie Ihr Hemd aus.«

Jay Lee sprang auf. »Ich denke gar nicht daran!«

John Sinclair atmete tief durch. Sicher, er war Polizeibeamter, mußte sich an die Regeln des Gesetzes halten. Aber es gab auch Notfälle, wo der Zweck einfach die Mittel heiligte. Natürlich nur in begrenztem Maße.

John stand ebenfalls auf. »Dann sehe ich leider keine andere Möglichkeit, als Sie festzunehmen, Mr. Lee«, sagte der Oberinspektor.

»Und welche Gründe haben Sie?«

»Es besteht der Verdacht auf Verdunkelungsgefahr. Kraft meiner Sondervollmacht bin ich berechtigt, einzugreifen, wenn das Wohl des Staates und der Menschen, die darin leben, gefährdet ist. Bitte, machen Sie keine Schwierigkeiten.«

Jay Lee war bis an den Schreibtisch zurückgewichen. Haß loderte jetzt in seinen Augen. »Das werden Sie bereuen, Sinclair. Und zwar bald schon. Ich…«

Jay Lee sprach nicht mehr weiter. Aus dem Stand hechtete er auf John Sinclair zu, die Hände zu Karatefäusten geballt.

John versuchte auszuweichen, schaffte es aber nicht ganz. Er erhielt einen knallharten Hieb in die Seite und wurde gegen Suko geschleudert, der dadurch nicht in den Kampf eingreifen konnte.

Jay Lee war schnell wie der Blitz. In der nächsten Sekunde hatte er

die Tür erreicht, riß sie auf und knallte sie hinter sich ins Schloß.

Suko hechtete auf die Klinke zu, riß sie nach unten.

Zu!

»Aufbrechen!« sagte John. Suko warf sich gegen die Tür.

Sie gab um keinen Zoll nach. Das Holz war nur Verkleidung. Darunter befand sich eine Stahlplatte.

Draußen auf dem Gang hörten sie Jay Lee schreien. Dann dröhnten Schritte auf.

»Schickt Sie zur Hölle!« rief Jay Lee. »Sie dürfen nicht entkommen! Die Nacht des Drachen ist da!«

»Verdammt!« fluchte John. Erst jetzt fiel ihm auf, daß der Raum kein Fenster hatte. »Wir sitzen in einer Rattenfalle.«

Suko versuchte es noch einmal an der Tür.

Doch sie hielt auch diesmal stand.

John schob Suko zur Seite, kniete sich hin und nahm das Schieß in Augenschein.

Es war ein Sicherheitsschloß. Keine Chance, es zu knacken.

Wenigstens nicht ohne Hilfsmittel.

»Mist!« John Sinclair schlug sich mit der flachen Hand auf den rechten Oberschenkel. »Jetzt sitzen wir drin, oder siehst du eine Möglichkeit, wie wir dieses verdammte Zimmer verlassen können, Suko?«

»Im Moment nicht, Sir.«

John Sinclair erinnerte sich an Jay Lees Worte. Die Nacht des Drachen ist da, hatte er geschrien. Das konnte nur bedeuten, daß sich der Geheimbund entschlossen hatte, zu einem großen Schlag auszuholen.

Und es gab niemanden, der ihn stoppen konnte.

Johns Blick fiel auf das Telefon. Der Apparat stand auf dem Schreibtisch.

John war mit drei Schritten da, riß den Hörer von der Gabel und hielt ihn gegen sein rechtes Ohr.

Nichts. Die Leitung war tot, abgeklemmt.

Der Geisterjäger schmetterte den Hörer zurück. Mit dem Handrücken wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Seine Sachen klebten ihm am Körper.

Suko war inzwischen darangegangen die Wände abzuklopfen. Er suchte nach irgendeiner schwachen Stelle, nach einer versteckten Tür zum Beispiel. Er fand nichts.

»Ich schätze, Sir, wir müssen uns etwas einfallen lassen«, sagte er und blickte John Sinclair an.

Der Geisterjäger nickte. Er wollte noch etwas sagen, doch die Worte blieben ihm im Hals stecken.

Plötzlich verlöschte das Licht.

John Sinclair und Suko standen in völliger Dunkelheit. »Jetzt geht es rund«, sagte John leise.

***

»Das gibt es doch nicht!« Captain Helder donnerte seine geballte Faust auf die Schreibtischplatte. Kugelschreiber, Bleistifte, ein Radiergummi und sogar das Telefon begannen zu hüpfen. Wie ein wütender Stier in der Arena, so starrte der Captain den Telefonapparat an. Er riß den Hörer von der Gabel. Das Freizeichen ertönte. Der Apparat war okay.

»Lieutenant Bedell!« Helder war zornrot im Gesicht und brüllte den Namen seines direkten Stellvertreters.

Bedell war zwei Sekunden später im Büro. Er war ein noch junger Mann mit blonden, etwas welligen Haaren. Er machte einen harmlosen Eindruck, doch hinter dieser Fassade verbarg sich ein blendender Polizist.

»Sir?« fragte Bedell.

»Lieutenant!« Helder zog das Wort in die Länge. Es hörte sich an wie das gereizte Knurren eines Löwen. »Können Sie mir erklären, weshalb sich auf Revier Ia niemand meldet?«

»Keine Ahnung, Sir!«

»Dann stellen Sie den Grund fest, zum Teufel. Ich habe versucht, dort anzurufen – keine Verbindung. Auch über Funk hat es nicht geklappt. Etwas läuft da schief, Bedell.« Der Captain räusperte sich. »Na, denen werde ich Beine machen. Es ist eine bodenlose Schlamperei…«

»Vielleicht ist etwas passiert, Sir.«

Helder blickte den Lieutenant an. Seine Augen wurden groß.

»Was soll denn passiert sein?«

»Das werde ich eben feststellen«, sagte der Lieutenant. Er grüßte zackig und verließ das Büro seines Vorgesetzten. Das Revier, dem Helder vorstand, war das größte in Soho.

Zweihundert Beamte lösten sich in drei Schichten rund um die Uhr ab. Der Betrieb war hektisch, ob Tag oder Nacht.

Da ein akuter Notfall vorlag, nahm der Lieutenant zwei Beamte mit. Sie fuhren mit einem Streifenwagen.

Die Fahrt von der Brodwick Street zum Soho Square dauerte etwas mehr als zwanzig Minuten. Der Verkehr ballte sich mal wieder in diesem Stadtteil, und trotz eingeschalteter Sirene hatte es der Wagen schwer, durchzukommen.

Vor dem kleinen Revier stoppte der Fahrer den Streifenwagen auf dem für Polizeifahrzeuge reservierten Parkstreifen.

Lieutenant Bedell sprang aus dem Wagen. »Ich gehe allein«, sagte er, als er sah, daß ihm einer der Corporals folgen wollte. Bedell sah nichts Ungewöhnliches. Die Tür war geschlossen. Das Metallschild mit dem

Wort POLICE glänzte in der Abendsonne. Fußgänger bevölkerten den Gehsteig vor dem Revier.

Lieutenant Bedell drückte die Doppeltür auf und stand nach zwei Schritten schon in dem großen Raum.

Als ersten sah er Sergeant Crosswind. Der Beamte saß auf einem der Schreibtische und reinigte seine Dienstwaffe. Er zog soeben den Schlitten der Pistole zurück.

Lieutenant Bedell kniff die Augen zusammen.

»Sergeant!« schnarrte er.

Erst jetzt nahm Crosswind von dem Lieutenant Notiz. Er grinste.

»Ich verlange eine Erklärung von Ihnen«, sagte Bedell. »Was ist mit Ihrer Telefonleitung los?«

Crosswind hob die Schultern und behielt sein Grinsen bei.

»Wir haben sie durchgeschnitten.«

»Was haben Sie?« Bedells Stimme klang ungläubig.

»Gekappt, zum Teufel!« Crosswind drehte sich auf seinem Schreibtisch, und plötzlich zeigte die Mündung der Pistole auf Bedells Brust.

Der Lieutenant preßte die Lippen zusammen. Er sah in die funkelnden Augen des Sergeants und wußte mit einemmal, daß dieser Mann ihn töten wollte.

Im selben Augenblick öffnete sich die Tür. Zwei Corporals betraten den Raum, unter ihnen befand sich auch Hang Tau. Er sah den Lieutenant, begriff plötzlich, daß ihr Plan schon aufgeflogen war, und riß das Hemd vor der Brust auseinander.

Die Drachenfratze starrte den jungen Lieutenant an.

»Töte, Drache!« gellte Hang Taus Stimme.

Bedell überwand seine Lähmung. Im Bruchteil einer Sekunde mußte er sich entscheiden.

Er sah die Fratze – und sah die Pistolenmündung.

Bedell hechtete zur Seite.

Ein Schuß peitschte.

Die Kugel pfiff an Bedells Schulter vorbei, bohrte sich klatschend in die Wand.

Bedell war hart aufgeprallt, rollte sich um die eigene Achse, entging so auch der nächsten Kugel, sprang dann federnd auf die Füße und hechtete auf das Fenster zu.

Waagerecht lag sein Körper in der Luft.

Sergeant Crosswind zielte wie auf dem Schießstand.

Dann drückte er eiskalt ab.

Im selben Augenblick fegte Bedell durch die Scheibe. In einem Splitterregen flog er nach draußen und spürte plötzlich den ungeheuren Schlag an der Schulter.

Bedell schrie.

Sein Schrei mischte sich in das Klirren des Glases und in die Entsetzensrufe der Passanten.

Die beiden Corporals stürzten aus dem Streifenwagen. Sie rannten auf Bedell zu, der am Boden lag und sich die rechte Schulter hielt.

Zwischen seinen Fingern quoll das Blut in intervallartigen Stößen hervor.

»Weg!« brüllte Bedell. »Sie schießen euch zusammen!«

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als Hang Tau und Crosswind hinter dem zerstörten Fenster auftauchten.

Ihre Waffen spuckten Feuer.

Einer der Corporals griff sich an die Brust, brach in die Knie und stürzte mit dem Gesicht zuerst aufs Pflaster. Er starb auf der Stelle.

Sein Kollege rannte zum Wagen zurück, um einen Funkspruch abzusetzen, während Lieutenant Bedell versuchte, sich hinter einer vorstehenden Haustreppe in Deckung zu bringen. Er zog eine lange Blutspur hinter sich her.

Die Passanten waren schreiend nach allen Seiten davongestürzt. Manche hatten in Hauseingängen und Einfahrten Deckung gefunden. Der Verkehr war zum Erliegen gekommen. Mehrere Fahrer hatten nicht rechtzeitig bremsen können, und es hatte leichte Auffahrunfälle gegeben.

Und noch immer peitschten die Schüsse.

Hang Tau hatte sogar eine Maschinenpistole aufgetrieben. Er streute damit den Bürgersteig ab.

Die Kugeln rissen den Asphalt auf und näherten sich in einer breiten Linie dem Streifenwagen, hinter dem der zweite Corporal Deckung gefunden hatte.

Er hatte die Tür an der dem Revier gegenüberliegenden Seite aufgerissen, war über den Sitz gekrochen, um nach dem Funkgerät zu greifen.

In dem Moment, als seine Finger schon das Mikro hielten, erreichte die Garbe den Streifenwagen.

Wie an der Schnur gezogen, stanzten die Kugeln Löcher in das dünne Blech, zersägten den vorderen Kotflügel und drangen durch die Haube in den Motorraum ein.

Der Corporal konnte seine Meldung nicht mehr abgeben. Eine erneute Garbe fegte durch die Tür und jaulte nur hautnah über seinen Kopf hinweg.

Der Corporal rutschte wieder aus dem Wagen.

Und da sah er die ersten Flämmchen aufzucken. Gierig huschten sie über die Motorhaube.

Die Augen des Corporals wurden weit. Nicht mehr lange, dann würde der Wagen in die Luft fliegen.

Der Beamte sprang auf.

»Weg!« schrie er den in der Nähe stehenden Passanten zu.

»Laufen Sie, verdammt! Der Wagen explodiert!«

Er selbst packte einen Mann und hetzte mit ihm auf die andere Straßenseite zu. Dort warfen sich beide hinter einem parkenden Wagen in Deckung.

Keine Sekunde zu früh.

Die Flammen hatten den Benzintank erreicht, und das hochexplosive Gemisch entzündete sich.

Wie eine reife Frucht platzte der Streifenwagen auseinander.

Blechteile pfiffen Geschossen gleich in sämtliche vier Himmelsrichtungen. Die Scheiben der nächstliegenden Fenster wurden von der gewaltigen Druckwelle aus den Rahmen gefegt.

Eine Frau schrie gellend und hysterisch.

Wo der Streifenwagen eben noch gestanden hatte, loderte eine Flammenwand hoch, die von schwarzem Rauch begleitet wurde, der die nähere Umgebung des explodierten Wagens einnebelte. Die Schüsse waren verstummt.

Hustend quälte sich Lieutenant Bedell aus seiner Deckung hervor. Als ein Windstoß die Rauchwand einmal aufriß, sah er den leblosen Körper des Corporals auf dem Bürgersteig liegen. Vom Magen her stieg in ihm eine ungeheure Wut auf die Mörder hoch. Bedell hatte das Gesicht zu einer Grimasse verzogen, er wollte sich mit der rechten Hand hochstützen, doch sein Arm knickte weg wie ein brechendes Streichholz.

Bedell fiel wieder hin. Der rechte Ärmel seiner Uniformjacke war blutdurchtränkt.

Plötzlich waren zwei junge Männer da. Bedell sah die Uniformen der Bobbies und die besorgten Augen unter den Helmen.

»Holt Verstärkung«, sagte der Lieutenant mühsam.

»Schon angefordert, Sir!«

Bedell nickte. Er verzog das Gesicht. In seiner Schulter begann der Schmerz zu wühlen wie ein wildes Tier.

»Was war denn los, Sir?« wollten die Bobbies wissen.

Bedell stieß ein bitteres Lachen aus. »Die Hölle war los«, erwiderte er und wurde einen Atemzug später ohnmächtig.

Die Dunkelheit zerrte an den Nerven. Dazu kam noch die bedrückende Stille, die nur von den Atemzügen der beiden Eingeschlossenen unterbrochen wurde.

***

John Sinclair und Suko hielten sich im hinteren Drittel des Raumes auf. Sie hatten sich tastend von der Tür entfernt, bis sie an den Schreibtisch gelangt waren.

Minuten vergingen.

Die Männer lauschten immer wieder, aber auch von draußen war kein Laut zu hören. John schien es, als wären er und Suko die einzigen Menschen auf der Welt.

Die rechte Hand des Geisterjägers rutschte in die Rocktasche. John holte sein Feuerzeug hervor. Er ließ den Daumen über das Rädchen gleiten. Leise zischend drang das Gas aus der Mündung und fing Feuer.

John drehte die Flamme so hoch es ging.

Das Feuer riß einen hellen Kreis aus der Dunkelheit.

John Sinclair ging ein paar Schritte vor.

Die Flamme geriet in tanzende Bewegungen, warf skurrile Schatten auf die mit geschmackvoller Tapete versehenen Wände.

John suchte nach einer Kerze, die er anzünden konnte, fand aber keine. Dann nahm er sich die Schreibtischschubladen vor. Sie waren verschlossen. Ein Zeichen, daß Jay Lee von Anfang an vorgehabt hatte, John Sinclair und Suko in die Falle zu locken. Aber was bezweckte der Schwarze Drache damit? Sollten sie hier nur festgehalten werden? Wollte man sie später vielleicht wieder laufenlassen?

Der Geisterjäger hob die Schultern. Am besten war es, erst mal abzuwarten.

Suko hatte sich auf die Schreibtischkante gesetzt. Die Blicke des muskulösen Chinesen glitten unentwegt durch den Raum, so als suchten sie nach einem versteckt gehaltenen Ausgang.

John ging wieder zu ihm.

»Was meinst du, Suko, was könnte man mit uns vorhaben? Du kennst schließlich die Mentalität deiner Landsleute besser.«

Sukos Stimme klang ruhig, als er antwortete. »Es gibt da zwei Möglichkeiten, Sir. Sie können uns hier einige Zeit festhalten und uns schließlich dem Drachengott als Opfer zuführen. Oder sie zwingen uns, selbst Diener des Drachen zu werden.«

»Was ihnen wohl kaum gelingen wird.«

»Sie unterschätzen die Möglichkeiten des Drachen, Sir.«

Der Chinese wollte noch weitersprechen, doch John bedeutete ihm durch eine Bewegung, still zu sein.

Die beiden Männer lauschten.

Jetzt hörte Suko es auch.

Das leise, zischende Geräusch, das von der Decke kam.

Gas!

»Verdammt!« entfuhr es John. Er löschte blitzartig die Flamme des Feuerzeugs, aus Angst, das Gas könne sich entzünden und dann explodieren.

Das Zischen hatte sich verstärkt. John merkte, wie sich ein dumpfes Gefühl in seinem Magen breitmachte. Wenn das Gas giftig war,

würden sie hier elend sterben. Einen qualvollen, grausamen Tod.

Obwohl es dunkel war, reagierten John und Suko beinahe synchron. Sie holten Taschentücher hervor und preßten sie gegen den Mund. Dann begaben sie sich in den Teil des Zimmers, der am weitesten vom Zentrum des ausströmenden Gases entfernt war. Sie legten sich flach auf den Boden.

»Ab jetzt nicht mehr reden«, sagte Suko.

Es hätte dieser Belehrung gar nicht bedurft, John wußte auch so, wie er sich zu verhalten hatte.

Das monotone, gleichmäßige Zischen zerrte an Johns Nerven. Er wußte, daß er mit jedem bißchen Gas einer Ohnmacht oder dem Tod näher rückte.

Bald hatte John Sinclair schon das Gefühl, das Zischen würde anwachsen, immer stärker, bis es zu einem Dröhnen wurde.

Die Panik griff nach ihm.

Gewaltsam kämpfte John dagegen an, konnte sie auch zurückdrängen und die klare Überlegung wiedergewinnen.

Doch ein dumpfes Gefühl im Kopf blieb.

Das Gas zeigte seine erste Wirkung.

John atmete nur flach, er wollte, daß so wenig wie möglich von diesem Teufelszeug in seine Lunge gelangte.

Das dumpfe Gefühl wuchs. John vermeinte plötzlich, weniger denken zu können. Es überfiel ihn eine gewisse Lethargie, als ob ihm auf einmal alles egal wäre.

Er wollte sich auf den Rücken wälzen, das Taschentuch von seinem Mund nehmen, doch da spürte er Sukos harte Hand auf seiner Schulter.

Der Chinese sagte nichts, doch der Druck seiner Finger bewies mehr als Worte.

John wurde wieder normal und hielt das Taschentuch weiterhin fest gegen den Mund gepreßt. Er atmete nur durch die Nase, sehr schwach, und sog nur soviel Luft ein, wie es gerade notwendig war.

Die Zeit verrann, und ewig konnte John Sinclair nicht gegen die betäubende Wirkung des Gases ankämpfen.

Schwindel und Brechreiz erfaßten ihn. Der Schweiß trat ihm aus allen Poren. Vor seinen Augen blitzte es auf. Bunte Bilder, die zu langen Nebelstreifen zerflossen.

Ohne es zu wollen, drehte sich der Geisterjäger auf den Rücken. Die Hand mit dem Taschentuch rutschte von seinen Lippen. Das Gas konnte jetzt ungehindert in Johns Atemwege strömen.

Auch Suko spürte bereits die ersten Wirkungen. Unruhig wälzte er sich neben John hin und her. Ein Stöhnen drang über seine halb geöffneten Lippen.

Und dann wurde plötzlich die Tür aufgezogen.

Ein fahler Lichtbalken fiel in das Zimmer.
Schattenhaft tauchten Gestalten auf, huschten in das Zimmer.
Ihre Körper waren kaum zu erkennen, nur die gräßlichen Drachentätowierungen auf ihren Oberkörpern leuchteten in blutigem Rot…

***

John Sinclair zog seinen Körper zusammen und drehte den Kopf zur Seite. Er tat dies instinktiv, wollte unter keinen Umständen in den Bann der Dämonenfratzen geraten.
Er hörte die schnellen Schritte der Männer, ihre zischenden, flüsternden Laute, und dann standen sie neben ihm.
Ein fremdartiger Geruch drang in Johns Nase. Fremdartig und betäubend zugleich. Die Männer mußten sich mit irgendeiner Tinktur eingerieben haben, die diesen Geruch ausströmte.
Harte Fäuste rissen den Geisterjäger hoch. Die Männer packten ihn an Schultern und Beinen und trugen ihn nach draußen auf den Gang, weg aus dem mit Gas geschwängerten Zimmer.
Hinter John wurde Suko aus dem Raum geschleift. Die Chinesen konnten den muskulösen Leibwächter nicht tragen. Er war einfach zu schwer für sie.
Die Drachensöhne waren bestimmt der Meinung, daß die Gasmenge ausgereicht haben müßte, um John und Suko ins Reich der Träume zu schicken.
Doch das war ein Irrtum.
Die Luft auf dem Gang war klar, frisch und rein. Jedenfalls kam sie John so vor, als er vorsichtig anfing, durch die Nase zu atmen. Aber noch stellte er sich bewußtlos, ließ die Drachensöhne in ihrem Glauben, es mit zwei ungefährlichen Gegnern zu tun zu haben.
Suko reagierte als erster. John, den die Männer schon fast bis an die Eisentreppe getragen hatten, sah, wie der hünenhafte Chinese förmlich explodierte.
Seine muskelbepackten Arme schnellten auseinander. Beide Handkanten fanden ihre Ziele.
Suko mußte eine sagenhafte Kondition besitzen, daß er die Betäubung schon so weit überwunden hatte und wieder kämpfen konnte.
Die Diener des Drachen taumelten von der Wucht der Schläge zurück, wankten wie Puppen durch den Gang, Halt suchend und mit glasigen Blicken.
Doch für sie traten die anderen beiden in Aktion. Sie ließen John Sinclair kurzerhand fallen, zogen unterarmlange, gekrümmte Dolche aus ihren Nackenscheiden hervor und sürmten mit Kampfschreien auf den Lippen dem hünenhaften Suko entgegen.

John Sinclair konnte nicht erkennen, wie und ob Suko mit den Kerlen fertig wurde, er hatte mit sich selbst zu tun. Der Geisterjäger war hart auf den Boden gefallen. Noch immer spürte er die Wirkung des verdammten Gases. Sein Kopf war noch nicht klar.

Unsichtbare Hände schienen auf seine Schädelplatte zu drücken, Sein Atem ging schnell und stoßweise.

Doch sein Gehör hatte nicht gelitten.

John vernahm die Tritte, die auf den Stufen der Eisenleiter dröhnten und sich schnell näherten.

Er quälte sich auf die Füße. Schwindel erfaßte ihn. Für einen Moment drehte sich alles vor seinen Augen.

John konnte sich an der Wand abstützen, und es gelang ihm, tief durchzuatmen.

Hinter seinem Rücken hörte er die Schreie der kämpfenden Männer und die dumpfen Geräusche, wenn Körper auf den Boden schlugen.

Dann war der erste Kerl heran.

Das Licht reichte aus, um sein haßverzerrtes Gesicht sehen zu können, den Krummdolch in seiner rechten Hand und die glühendrote Drachenfratze auf der nackten Brust.

Augenblicklich spürte John die dämonische Ausstrahlung, den Einfluß des Bösen, der wieder von seinem Gehirn Besitz ergreifen wollte.

John Sinclair sprang zwei Schritte zurück, bis er die Wand im Rücken spürte, und zog seine Pistole.

Da stieß sich der Chinese ab.

Wie ein Pfeil flog er auf John zu, das Messer stoßbereit, um es dem Geisterjäger in die Brust zu rammen.

Sekundenbruchteile entschieden.

John feuerte.

Die geweihte Silberkugel traf den Chinesen mitten im Sprung und drang in das Zentrum der Dämonenfratze, wo sie mit einem seltsam singenden Geräusch steckenblieb.

Der Chinese wurde von der Wucht des Einschlages gestoppt.

Direkt vor John Sinclair fiel er zu Boden, schrie und wand sich in ekstatischen Zuckungen.

Ein grauenvoller Schrei drang über seine Lippen. Ein Schrei, der John das Blut in den Adern stocken ließ. Die Hände des Chinesen hatten sich um die Tätowierung gekrallt, die sich plötzlich veränderte, anfing zu brodeln und eine graue Farbe annahm.

Schwefelgelber, ätzender Rauch wölkte auf, hüllte den Chinesen ein wie ein Schleier.

John Sinclair konnte sich nicht weiter um den Mann kümmern, denn schon war der zweite da.

Wie angewurzelt blieb er auf der obersten Stufe stehen. Seine Augen

wurden weit, als er seinen am Boden liegenden Kumpan sah. Er war für Sekunden abgelenkt.

John Sinclair nutzte die Gelegenheit, sprang vor und schlug mit dem Lauf der Beretta zu.

Der Chinese kippte zur Seite, und ehe John ihn auffangen konnte, rollte er die Stufen hinunter, sprang aber am ersten Absatz blitzartig auf die Füße und rannte weg.

John hätte ihn mit einer Kugel stoppen können, aber er war kein Killer. Er wunderte sich nur, daß dieser Mann den Schlag verdaut hatte. Jeder normale Mensch wäre davon bewußtlos geworden. Aber anscheinend erhöhte die Kraft des Drachen auch die Widerstandskraft seiner Diener.

Ein ächzender, verzweifelter Laut ließ John herumfahren. Einen seiner Gegner hatte er ausschalten können, aber drei Kerle waren noch da.

Suko lag halb auf dem Boden, mit dem Rücken an der Wand gestützt. Er sah schrecklich aus. Eine Messerklinge hatte ihn an der Stirn gestreift und eine tiefe Furche gerissen. Unaufhaltsam rann das Blut aus der Wunde und lief über das linke Auge, so daß Suko in seiner Sicht behindert war.

Verzweifelt versuchte er die heimtückischen Messerstöße abzuwehren.

Durch einen blitzschnell geführten Hieb schaffte er es, sich einen der Gegner vom Hals zu schaffen. Wuchtig krachte der Mann gegen eine Tür.

Aber noch waren zwei Kerle da. Eine Messerklinge fegte auf Sukos Hals zu.

Der große Chinese konnte gerade noch den Kopf zur Seite nehmen. Die Klinge ratschte über die Wand.

Sukos Finger packten die Haare des Chinesen, zogen den Kopf nach unten, um ihn gegen die Wand zu schlagen.

Der Chinese trat zu, traf Suko empfindlich, daß er vor Schmerz aufschrie und für wenige Herzschläge die Kontrolle über sich und seine Reaktionen verlor.

Doch da war John Sinclair heran.

Seine Hände rissen einen der Drachendiener nach hinten, der jedoch katzengewandt herumwirbelte, um John mit einem Messerstich zu erledigen.

Der Geisterjäger steppte zur Seite. Hautnah wischte die Klinge an seiner Hüfte vorbei. Ein mörderischer Haken schleuderte den Chinesen zur Seite. Er krachte mit seinem Kumpan zusammen, der gegen die Tür gefallen war und sich soeben wieder erheben wollte.

Suko war inzwischen mit seinem Gegner fertig geworden. Der Chinese lag auf dem Bauch und rührte sich nicht mehr.

Aber die andern beiden bewegten sich wieder.
»Weg hier!« schrie John und half Suko auf die Beine.
Der Leibwächter taumelte. Mit dem Handrücken wischte er sich das Blut aus dem Auge.
John und Suko rannten auf die Treppe zu, vorbei an dem toten Chinesen, den Johns Kugel in die Brust getroffen hatte.
Die Drachenfratze war verschwunden, Dafür hatte sich ein kreisrunder, schneeweißer Fleck ausgebreitet, aus dem noch immer fingerdicke, gelbliche Rauchschwaden stiegen.
John Sinclair und Suko rannten so schnell es ging die Treppe hinunter.
Der Geisterjäger hielt die Beretta schußbereit in der Rechten, immer darauf gefaßt, plötzlich angegriffen zu werden.
Doch nichts geschah.
Unbehelligt erreichten die beiden Männer den großen Waschsaal. Als sie die Tür aufrissen, drang ihnen der Dunst entgegen, sonst war der Raum dunkel.
Niemand hielt sich mehr darin auf.
Oder…?
John und Suko gingen hinter zwei Waschmaschinen in Deckung. Draußen war es bereits dunkel geworden. Es brannten nur wenige Laternen, und der Schein, der durch die großen Fenster in das Innere des Waschsalons fiel, reichte kaum aus, um den hölzernen Tresen erkennen zu können.
John zischte durch die Zähne, und Suko verstand. Geduckt und immer wieder hinter den Maschinen Deckung suchend, arbeiteten sie sich bis zum Ausgang vor. Überall konnten ihre Feinde lauern. Ein Angriff aus dem Hinterhalt, ein blitzschneller Messerstich…
Unbehelligt erreichten sie den Tresen.
Sie flankten darüber hinweg und standen nach wenigen Schritten vor der Eingangstür.
Sie war nicht einmal abgeschlossen.
John und Suko huschten nach draußen. Als sie auf der Straße standen, fiel die Spannung von ihnen ab. Jetzt erst merkten beide, wie erschöpft sie waren.
Schwer atmend ließen sie sich gegen die Hauswand fallen und gönnten sich einige Minuten Pause.
John drehte seinen Kopf dem hünenhaften Chinesen zu. Noch immer lief das Blut aus der Stirnwunde.
»Komm zum Wagen«, sagte John, »ich verbinde dich.«
»Danke.« Suko nickte.
Der Bentley stand unbeschadet dort, wo John ihn abgestellt hatte. Was dem Geisterjäger auffiel, war die seltsame Stille. Wie die berühmte Ruhe vor dem Sturm, dachte John.

Auf der Straße war keine Menschenseele zu sehen. Die Fassaden der Häuser waren dunkel, leer, abweisend. Selbst vor Lokalen und Geschäften brannten keine Lichter.

Chinatown war zu einem Geisterviertel geworden…

Auch Suko hatte die seltsame Stimmung bemerkt. »Die Nacht des Drachen«, sagte er, als John Sinclair die Wagentür aufschloß. »Sie wird über London hereinbrechen wie ein Gewitter. Wehe dem, der sich dem Drachen entgegenstellt.«

John erwiderte nichts, konnte aber nicht verhindern, daß ihm ein kalter Schauer über den Rücken rieselte.

Der Verbandskasten lag unter dem Beifahrersitz. John holte ihn hervor und packte Pflaster, Mull, Jod und eine Schere aus.

Wenige Minuten später hatte er Sukos Wunde fachgerecht verbunden.

Der Chinese lächelte John dankbar an. »Sie haben mir das Leben gerettet, Sir.«

»Quatsch. Und laß das Sir weg, verdammt. Ich heiße John. Schließlich sitzen wir in demselben Boot.«

Suko behielt sein Lächeln bei und drückte John die Hand. »Danke, Freund«, sagte er.

Ehe er noch weitere Dankesbezeugungen äußern konnte, unterbrach ihn das Summen des Autotelefons.

John nahm den Hörer ab und meldete sich.

»Endlich!« hörte er Superintendent Powells Stimme. »Wo haben Sie denn gesteckt, Sinclair?«

John atmete dreimal tief durch. Dann sagte er. »Sir, ich will Sie jetzt nicht damit langweilen, was ich erlebt habe, aber glauben Sie mir, ich bin gerade noch mit dem Leben davongekommen.«

»Was man von einem gewissen Corporal Jenkins nicht behaupten kann.«

»Wieso? Was ist los?«

»Die Hölle, Sinclair, die Hölle.« Powell räusperte sich, sprach dann weiter. »Das Polizeirevier am Soho Square ist in der Hand des Schwarzen Drachen. Aber nicht die Chinesen sind es, die wild um sich schießen, sondern unsere eigenen Polizisten. Sie müssen irgendwie hypnotisiert worden sein, anders kann ich es mir nicht vorstellen. Sie haben Corporal Jenkins getötet und einen Streifenwagen in die Luft gejagt. Das Gebiet um den Soho Square ist abgesperrt worden. Unsere Leute richten sich auf eine Belagerung ein. Fahren Sie hin, Sinclair, und sehen Sie zu, was sich machen läßt.«

»Nein, Sir«, sagte John, »das werde ich nicht tun.«

»Warum nicht?« Powells Stimme klang gereizt.

»Weil ich hier mehr gebraucht werde. Suko und ich befinden uns mitten im Chinesenviertel.«

»Wer ist Suko?«
»Das erkläre ich Ihnen später, Sir. Ich muß versuchen, an den Drachengott selbst heranzukommen – und ihn zur Strecke bringen. Vielleicht kann man so noch größeres Unheil abwenden.«
Powell überlegte einige Sekunden. Dann sagte er: »Wenn Sie meinen, okay, Oberinspektor. Meinen Segen haben Sie!«
»Danke, Sir. Und – drücken Sie mir die Daumen.«
Den letzten Satz hörte Powell schon nicht mehr. Er hatte die Verbindung bereits unterbrochen.
John legte den Hörer zurück und wurde plötzlich von Suko angestoßen.
»Da, sieh doch, John!«
Der Geisterjäger sah durch die Scheibe und hatte das Gefühl, sein Herz würde stehenbleiben.
Sie kamen aus allen Ecken und Winkeln. Geisterhaft, lautlos, wie Schatten.
Es waren Chinesen. Männer, Frauen – und Kinder. Stumm verließen sie ihre Häuser und sammelten sich auf der Straße. »Der Schwarze Drache holt seine Diener zusammen«, sagte Suko und konnte dabei nicht vermeiden, daß seine Stimme zitterte…

***

Der prunkvolle Sarg bildete den Mittelpunkt des Raumes. Sechs kunstvoll geschnitzte Kerzenleuchter flankierten ihn zu beiden Seiten. Die brennenden Wachskerzen mit ihren langen Dochten verbreiteten ein warmes, gelblichrotes Licht. Der Schein warf kleine Kreise an die Decke, die ineinander überliefen.
Li Tse Feng hielt Totenwache!
Wache am Sarg seiner Tochter, so wie es die uralte Tradition vorschrieb.
Obwohl Li Tse Feng seinen Betrieb nach den Regeln des modernen Managements führte, hatte er die Gebräuche seiner Ahnen nicht abgelegt. Er verband Vergangenheit und Gegenwart miteinander, verstand es, westlich zu denken und zu handeln und doch tief in der Tradition des alten China zu leben.
Unbeweglich saß er auf seinem Stuhl, den Blick auf den geschlossenen Sarg gerichtet. Das Kerzenlicht streifte das Gesicht des Chinesen und spiegelte sich in den starren Pupillen wider. Nicht einmal die Atemzüge des Mannes unterbrachen die lastende Stille. Li Tse Feng war völlig in sich selbst versunken. Seine Gedanken weilten in der Vergangenheit. Das Leben seiner Tochter zog vor seinem geistigen Auge vorbei.
Er hatte Suzy geliebt, genau wie ihre Mutter, die viel zu früh durch einen Autounfall ums Leben gekommen war. Suzy war das Ebenbild

ihrer Mutter gewesen. Der Ausdruck des Gesichts, die langen schwarzen Haare und die Mentalhät, die schon beinahe an Sanftmütigkeit grenzte.

Thermopanescheiben und schalldämpfende Türen hielten den Lärm von draußen fern und garantierten die ungestörte Ruhe. Li Tse Feng hatte seine Angestellten für drei Tage nach Hause geschickt. So lange würde die Trauerzeit dauern.

Der kostbare Sarg war aus Eibenholz. Ein alter Freund hatte ihn Li Tse Feng gebracht. Sie hatten den Rumpf des Mädchens dann in seidene Tücher gewickelt und ihn in den ganz mit feinstem Samt ausgelegten Sarg gebettet.

Doch so unbeteiligt, wie es nach außen hin den Anschein hatte, war Li Tse Feng nicht. In seinem Herzen wühlte der Haß. Haß auf den Schwarzen Drachen, der seine Tochter auf dem Gewissen hatte. Li Tse Feng wußte wohl um die Macht dieser Geheimorganisation, doch sie schreckte ihn nicht. Das Liebste, was er hatte, lebte nicht mehr, und somit war sein Leben auch sinnlos. Rachegedanken quälten ihn. Er wollte diesen grausamen Götzen vernichten, koste es, was es wolle.

John Sinclair hatte er davon mit keinem Wort etwas gesagt.

Sinclair war zwar ein Freund von ihm und ein guter Polizist, aber die Mentalität der Chinesen war ihm unbekannt. Nie würde er es schaffen, an den Schwarzen Drachen direkt heranzukommen, auch nicht mit Sukos Hilfe. Aber er, Li Tse Feng, hatte eine Chance. Längst hatte die Dunkelheit die Riesenstadt London umfangen, schickten bunte Leuchtreklamen ihre schreiende Werbung in die Nacht und machten sie so zum Tag.

Anders bei Li Tse Feng. Er hatte die Vorhänge zugezogen, so daß kein störendes Licht von außen her in den Raum dringen und die Ruhe der Toten stören konnte.

Plötzlich stand Li Tse Feng auf. Seine Bewegungen wirkten zeitlupenhaft, als würden seine Glieder an unsichtbaren Fäden hängen und gesteuert werden.

Mit gemessenen Schritten umrundete Li Tse Feng seinen Schreibtisch und trat an einen schmalen, in der Wand eingelassenen Schrank.

Dann knöpfte er sein rohseidenes Hemd auf und öffnete den kleinen Brustbeutel, der an einem Lederriemen um den Hals hing und gewisse Dinge barg, die nur Li Tse Feng persönlich etwas angingen.

Aus dem Brustbeutel holte der Chinese einen kleinen Schlüssel.

Er paßte zu dem Schrankschloß.

Lautlos glitt die Tür nach außen, als Li Tse Feng sie aufgeschlossen hatte.

Der Schrank war in zwei Hälften aufgeteilt, die wiederum an jeder Seite sechs Fächer aufwiesen.

In einem der Fächer stand eine kleine Kassette.

Sie war aus Holz. Farbige chinesische Schriftzeichen bedeckten den gewölbten Deckel.

Behutsam nahm Li Tse Feng die Kassette an sich. Er trug sie zu seinem Schreibtisch und setzte sie dort behutsam ab.

Dann öffnete er den Deckel.

Die Kassette war mit blauem Samt ausgeschlagen. In einer kleinen Mulde lag ein etwa unterarmlanger Dolch mit kunstvoll gedrechselter Schneide.

Der Dolch war aus Holz. Warm und sicher lag der Griff in der Hand, er war mit Schriftzeichen bemalt, Bannsprüche der Weißen Magie, die damals – im alten China – von Weisen und Zauberern benutzt worden waren.

Li Tse Fengs Augen funkelten, als er sich den Dolch anschaute. Es war das Erbe seines Vaters, das einzige Stück, was er ihm hinterlassen hatte.

Und doch stellte es einen ungeheuren Wert dar.

Noch einmal klangen die Worte seines Vaters in Li Tse Fengs Geist nach.

»Behüte diesen Dolch wie deinen Augapfel«, hatte der alte Mann auf dem Totenbett gesagt. »Es ist ein besonderes Stück. Geschaffen aus dem Holz der Eiche, die in einer Gewitternacht gefällt worden ist und deren Rinde den Zauberern zur Herstellung des magischen Pulvers gedient hat. Ich habe den Dolch von meinen Vorfahren geerbt. Er ist ein Heiligtum, und er wird dich schützen. Aber kämpfe mit ihm nur gegen die Mächte des Bösen. Erhebe ihn nie gegen einen Menschen, denn dann würde er seine magische Kraft verlieren.«

Li Tse Feng hatte den Dolch entgegengenommen und sorgfältig aufbewahrt. Nie hatte er ihn zu benutzen brauchen, doch er hatte immer das starke Gefühl der Sicherheit gespürt, das von der Waffe ausging.

Die korkenzieherähnliche Schneide war höllisch spitz. Er war eine wahrlich meisterhafte Leistung gewesen, aus einem Holzstück diesen Dolch zu drechseln.

Mit spitzen Fingern nahm Li Tse Feng den Dolch aus der samtbeschlagenen Kassette. Dann trat er an das Kopfende des Sarges. Er nahm den Dolch in die rechte Hand, so daß die Spitze nach unten wies. Das Licht der Kerzen tanzte über die Schneide, und es sah so aus, als würden die magischen Symbole plötzlich ein Eigenleben führen.

Li Tse Feng spürte die Kraft, die von dieser Waffe ausging. Es war wie ein warmer Strom, der in sein Innerstes vordrang und die Energiereserven mobilisierte.

»Ja«, flüsterte Li Tse Feng, »ich werde den Kampf gegen den Schwarzen Drachen aufnehmen! Heute nacht noch. Und somit den

Tod meiner Tochter rächen und den Schwarzen Drachen vernichten!«

Mit einer abgehackten Bewegung drehte sich Li Tse Feng um. Er nahm die Lederscheide eines Brieföffners vom Schreibtisch und steckte statt dessen den Dolch hinein.

Anschließend ließ er die Waffe in der Innentasche seines Jacketts verschwinden.

Ehe er den Raum verließ, blieb er noch vor dem Sarg stehen. »Ich werde dich nun verlassen, Suzy«, sagte er. Mit einer feierlichen Geste neigte er den Kopf und schritt durch die Vorzimmer auf den Gang.

Es war still hier oben. In regelmäßigen Abständen brannten kleine Lampen unter der Decke. Sie gaben gerade soviel Licht, um die Namen auf den Türen lesen zu können.

Li Tse Feng sah, daß einer der Lifts hochkam.

Er stoppte auf seiner Etage.

Die Tür glitt zur Seite. Zwei Chinesen verließen den Lift.

Als sie Li Tse Feng entdeckten, blieben sie wie angewurzelt stehen. Ihre Hände verschwanden hinter den Nacken, wollten die Dolche ziehen, doch Li machte eine beschwichtigende Handbewegung.

Die beiden Chinesen verhielten. Sie trugen graue Jacken und Hosen von der gleichen Farbe. In ihren Augen lag ein fanatisches Glitzern.

»Ihr wolltet zu mir?« fragte Li Tse Feng.

»Ja.«

Li Tse Feng lächelte. »Ich habe es geahnt«, sagte er. »Was wünscht der Schwarze Drache von mir?«

»Er will, daß du sein Diener wirst!«

»Es soll geschehen«, sagte Li Tse Feng und neigte seinen Kopf. »Ich wollte freiwillig zu ihm, um ihn bei seinem großen Kampf zu unterstützen. Ihr braucht keine Angst zu haben, ich mache euch keine Schwierigkeiten. Darf ich?« Li Tse Feng schritt auf die Lifttür zu. Die beiden Drachendiener traten schweigend zur Seite.

Li Tse Feng lehnte sich mit dem Rücken an die Wand. In seine Mundwinkel hatte sich ein Lächeln gegraben, während seine Augen in eine unendliche Ferne zu sehen schienen.

Schweigend schritt Li Tse Feng im Erdgeschoß aus dem Lift. Augenblicklich nahmen ihn die beiden Chinesen in die Mitte. Vom Nachtportier war nichts zu sehen. Niemand hielt sich in der gläsernen Kabine auf.

Einige Mieter befanden sich noch in der Halle. Sie saßen im Hintergrund auf bequemen Sesseln und diskutierten miteinander. Es waren junge Leute, die – als sie Li Tse Feng sahen – freundlich grüßten.

Der alte Chinese grüßte zurück.

Keiner schöpfte Verdacht. Niemand ahnte, daß Li Tse Feng vor der schwersten Prüfung seines Lebens stand.

Die beiden Drachendiener waren mit einem Wagen gekommen. Es war ein älterer, dunkelblauer Mercedes. Er parkte in einer der Buchten neben dem Apartmenthaus.

Li Tse Feng mußte sich in den Fond setzen. Die beiden Drachendiener stiegen vorn ein.

Schweigend fuhren sie los. Sie waren froh, daß sie ihre Aufgabe so leicht geschafft hatten.

Tschin, der Drachengott, würde zufrieden sein.

Die Fahrt führte in Richtung Soho. Li Tse Feng hatte die Arme vor der Brust verschränkt, und seine rechte Hand umklammerte den Griff des Dolches…

***

Die Gegend um den Soho Square war systematisch abgesperrt worden. Streifenwagen hatten die Zufahrtsstraßen blockiert, ließen kein anderes Fahrzeug durch. Ihre rotierenden Rotlichter warfen lange, blitzende Finger auf die Fassaden der Häuser, und es zog gleichzeitig die Neugierigen an wie ein Magnet.

Dicht gedrängt standen die Menschen hinter den Sperren, sprachen aufgeregt miteinander, stellten Vermutungen an und hörten hin und wieder die Echos der Schüsse.

Keiner wußte genau, was eigentlich los war. Doch am verbreitetsten war die Ansicht vertreten, daß sich irische Terroristen in einem Haus verschanzt hatten und der Polizei jetzt ein Feuergefecht lieferten.

Die Wahrheit ahnte jedoch niemand.

Am neugierigsten waren die Reporter. Mit allen Tricks versuchten sie, die Sperren zu durchbrechen, doch die Polizei hatte den Ring so dicht gelegt, daß nicht einmal die berühmte Maus ungesehen hindurchschlüpfen konnte.

Jedesmal wurden die Reporter abgefangen. Auf Fragen erhielten sie nur ausweichende Antworten. So etwas hatten sie noch nie erlebt denn bisher galt die Londoner Polizei als pressefreundlich.

Captain Helder hatte die Leitung des Kommandos übernommen. Er saß mit Lieutenant Bedell in dem großen Einsatzwagen, hatte ein Mikrophon vor den Lippen und einen Kopfhörer über den Schädel gestülpt.

Lieutenant Bedell hatte es sich nicht nehmen lassen, den Einsatz mitzumachen. Nachdem ein Arzt seine Wunde verbunden hatte, hockte er blaß auf einem kleinen Klappstuhl nahe dem Fenster. Hin und wieder warf er einen Blick nach draußen.

Wenn er durch die Lücke zwischen zwei Polizeiwagen hindurchsah, konnte er das Reviergebäude erkennen. Sämtliche zur Vorderfront hinzeigende Fensterscheiben waren zersplittert.

Träge kroch grauweißer Qualm nach draußen.

Tränengas.
Doch das Gas hatte nichts genutzt. Auf dem Revier befanden sich entsprechende Masken, die die Diener des Schwarzen Drachen natürlich sofort aufgesetzt hatten.
Eiskalt schossen die Männer auf alles, was sich bewegte. Es hatte noch mehrere Verletzte gegeben, zum Glück aber keinen Toten. Es war mehrere Male der Versuch unternommen worden, Scheinwerfer aufzustellen, doch mit ein paar Schüssen hatten die Drachendiener die Lichtquellen jeweils gelöscht.
»Wenn uns nicht bald etwas einfällt, sitzen wir noch die ganze Nacht hier«, meinte Captain Helder.
»Wieso?« Bedell blickte seinen Vorgesetzten an. »Wissen Sie etwas Neues, Sir?«
»Ja, Befehl von oben. Wir müssen die Stellung halten. Dürfen nicht angreifen, aber auch nicht zulassen, daß die Kerle einen Ausbruch unternehmen.«
Bedell hob die Schultern. »Was soll das? Werden Sie daraus klug, Sir?«
»Fragen Sie mich nicht, sondern einen gewissen Superintendent Powell. Der steht noch eine Etage höher als ich und hat diese Sache hier angeordnet. Er wird schon seine Gründe haben.«
»Powell, Powell«, murmelte Bedell. »Ist das nicht der Mann, der…?«
»Genau, Lieutenant«, sagte Captain Helder. »Es ist der Chef dieser geheimnisvollen Abteilung, die sich mitübersinnlichen Fällen beschäftigt.«
»Gehört nicht auch Oberinspektor Sinclair dazu?« fragte Bedell.
»Ja. Wieso? Kennen Sie ihn?«
»Wir haben uns auf einem Polizeifest mal gesehen und uns von Anfang an gut verstanden. Ich halte Sinclair für einen absolut fähigen Mann.«
»Ach, Quatsch. Geister, Spuk – so etwas gibt es doch nicht. Und das muß noch der arme Steuerzahler finanzieren.«
»Und wie können Sie mir erklären, daß unsere eigenen Kollegen plötzlich anfangen, auf uns zu schießen, Sir?«
Helder sah den Lieutenant nur mitleidig an. »Glauben Sie etwa auch an übersinnliche Dinge?«
Lieutenant Bedell zögerte mit der Antwort. Dann meinte er: »Eigentlich nicht, aber wenn ich sehe, was hier vor sich geht, kann man schon skeptisch werden. Die Polizisten waren doch gestern noch normale Menschen, Sir. Wieso schießen sie heute auf ihre eigenen Kollegen? Etwas ist geschehen, das wir nicht begreifen können. Oder haben Sie eine Erklärung, Sir?«
»Nein, zum Teufel, aber an Ihre übersinnlichen Erscheinungen glaube ich auch nicht. Man wird die Männer mit einer Droge vollgepumpt

haben, das ist meine Version, und ob Sie's glauben oder nicht, Lieutenant, ich werde recht behalten. Verlassen Sie sich darauf.«

»Ich würde es Ihnen gönnen, Sir. Aber ich war in dem verdammten Revier und habe die Drachenfratze gesehen. Scheußlich, sage ich Ihnen. Von der Tätowierung geht eine höllische Gefahr aus, gegen die wir völlig machtlos sind. Was sagt denn Superintendent Powell?«

»Er steht selbstverständlich auf Ihrer Seite«, erwiderte Helder. »Zuerst sollte ja dieser Sinclair antanzen, aber Powell hat es sich dann wohl anders überlegt.«

»Verstehe ich nicht«, sagte Bedell. »Ist der Fall denn nicht wichtig genug?«

»Keine Ahnung, was man am grünen Tisch ausgeknobelt hat. Ich habe meine Anordnungen, und an die halte ich mich. Basta. Man soll mir hinterher nur keine Vorwürfe machen.«

Captain Helder redete nicht mehr weiter. Aus dem Revier an der Brodwick Street erhielt er einen Anruf.

Helder hörte zu und wurde blaß, als der Anrufer das Gespräch beendete.

Lieutenant Bedell sah seinem Vorgesetzten an, daß etwas nicht stimmte.

»Was ist los, Sir?«

»In Chinatown geht es rund, Bedell«, sagte Helder mit rauher Stimme. »Überall rotten sich die Chinesen zusammen. Alle Anzeichen deuten auf einen Massenaufstand hin.«

»Und wir? Was sollen wir tun?« fragte Bedell.

»Gar nichts, verdammt. Sie haben schon ein Eisen im Feuer. Anscheinend halten sie diesen Sinclair für unbesiegbar…«

***

John Sinclair hatte den Bentley rückwärts in eine schmale Hauseinfahrt gesetzt und das Licht der Scheinwerfer gelöscht. So konnten er und Suko aus verhältnismäßig sicherer Deckung die Vorgänge auf der Straße verfolgen.

Der Geisterjäger fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Er würde, wenn alles klappte, bald vor einem mächtigen Dämon stehen, der genügend Einfluß besaß, um ihn vernichten zu können. Als Waffe hatte John nur seine mit Silberkugeln geladene Pistole, wobei noch fraglich war, ob die Kugeln überhaupt etwas gegen den Drachengott ausrichten konnten.

John Sinclair war laufend mit seinem Chef, Superintendent Powell, verbunden, der ihm auch die Lage am Soho Square schilderte. Das kleine Polizeirevier befand sich noch immer im Belagerungszustand.

Jetzt erkannte John Sinclair auch den Sinn der Operation. Die Gruppe der Drachendiener im Polizeirevier sollte von den

tatsächlichen Vorgängen ablenken. Polizeieinheiten sollten sich dort konzentrieren, damit die anderen Diener des Drachen freie Bahn hatten.

Johns Blicke huschten immer wieder durch die breite Frontscheibe des Bentley. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite hatte sich eine Gruppe von sieben Chinesen versammelt. Sie standen dicht zusammen und tuschelten miteinander. Zwei Frauen waren darunter, die dem Bentley hin und wieder scheue Blicke zuwarfen.

John glaubte nicht daran, daß bereits alle Menschen vom dämonischen Gift des Drachen infiziert waren. Es gab sicherlich nur ein paar Führer, die andere mit Drohungen oder Versprechungen zwangen, sich dem Drachen anzuschließen.

So war es meistens. Nur wenige genügten, um die Massen aufzuwiegeln.

John warf einen Blick auf seine Uhr. Noch eine Stunde bis Mitternacht.

Sechzig Minuten Galgenfrist, dachte er.

Die Straße vor der Einfahrt war völlig dunkel. Der Himmel über London hatte sich bewölkt, filterte das Licht des Halbmondes. Keine Laterne brannte in der Straße, nicht eine Reklame schickte ihre bunte Werbung in die Nacht.

Das Chinesenviertel war tot.

Aber nur äußerlich.

Unter der Oberfläche brodelte ein geheimnisvolles, geisterhaftes Leben. John, der die Seitenscheibe heruntergedreht hatte, hörte flüsternde Stimmen, manchmal einen halblauten Ruf – dann war wieder Stille.

»Wenn sie sich alle versammelt haben, werden sie in den Drachentempel gehen«, sagte Suko plötzlich. Er hatte mindestens eine Viertelstunde lang nicht gesprochen, sondern nur schweigend durch die Scheibe gestarrt.

»Du meinst, wir müssen dann mit ihnen gehen«, sagte John. »Ja. Wir müssen ihnen wenigstens folgen. Ich habe keine Ahnung, wo der Tempel liegen könnte.«

»Vielleicht ist es der Waschsalon«, vermutete John. »Kann sein.«

»Da kommt ein Wagen«, sagte der Geisterjäger und stieß seinen Begleiter an.

Wie auf Kommando verließen die beiden Männer den metallicfarbenen Bentley.

Der Wagen – es war ein dunkler Mercedes – rollte im Schrittempo die Straße entlang und stoppte direkt vor dem Waschsalon.

John und Suko hatten sich in den Schatten einer Hausnische geduckt. Sie beobachteten gespannt das weitere Geschehen.

Die Türen des Mercedes schwangen auf.

Drei Chinesen verließen den Wagen. Die ersten beiden kannte John nicht, aber der dritte, der war ihm wohl bekannt.

Es war sein Freund Li Tse Feng!

Neben dem Geisterjäger stieß Suko scharf den Atem aus.

»Verstehst du das, Suko?« wisperte John.

»Nein.«

»Ich wage den Verdacht gar nicht auszusprechen, den ich habe«, meinte der Geisterjäger. »Aber wenn Li Tse Feng tatsächlich gemeinsame Sache mit dem Schwarzen Drachen macht…«

»Das würde er nie tun!«

Sukos Stimme klang so bestimmt, daß sich John einer weiteren Äußerung enthielt.

Mit gespannten Blicken beobachtete John Sinclair Li Tse Fengs weiteren Weg.

Li Tse Feng wurde von den beiden anderen Chinesen in die Mitte genommen. Mit zielstrebigen Schritten gingen sie am Waschsalon vorbei, passierten auch die sich daran anschließende Hausfront und blieben für wenige Sekunden vor einer Hofeinfahrt stehen.

»Das sind Rattennester«, flüsterte Suko. »Die Häuser sind alle miteinander verbunden. Es gibt unheimlich viele Schlupfwinkel und geheime Gänge. Wir müssen Li Tse Feng schon auf den Fersen bleiben, John.«

Der Geisterjäger nickte. »Warte hier«, sagte er, setzte sich noch mal in den Bentley und rief Superintendent Powell an.

Detailliert beschrieb er die Gegend, in der sie sich befanden, und sagte zum Schluß: »Wenn Sie in zwei Stunden von mir nichts gehört haben, Sir, veranlassen Sie bitte eine Großrazzia und räumen den Keller aus. Ich hoffe aber, daß es ohne Blutvergießen geht. Ich muß nur an diesen verdammten Drachengott herankommen.«

Powell war mit Johns Aktion einverstanden. Der Superintendent wußte, daß sein bester Mann nicht unnötig sein Leben aufs Spiel setzte. Wenn John einmal einen Plan hatte, dann war auch sicher, daß er ihn nach allen Richtungen hin durchdacht hatte.

Suko wartete schon ungeduldig.

»Es wird Zeit, John. Die Menschen sind schon fast alle von der Straße verschwunden. Sie haben sich in Gruppen aufgeteilt, und jede Gruppe hat einen Führer.«

»… der ein Diener des Schwarzen Drachen ist«, ergänzte John Sinclair.

John warf einen raschen Blick über die Straße, stieß Suko an und lief anschließend geduckt über die Fahrbahn.

Niemand beachtete sie, und das machte den Geisterjäger mißtrauisch.

Fühlten sich die Diener des Drachen so sicher, oder sollte John in

eine Falle gelockt werden? Er hatte den Anruf vom Nachmittag nicht vergessen.

Die Straße war jetzt leergefegt. Dunkel gähnte die Einfahrt John Sinclair und Suko entgegen. Vorn hörten sie noch die Schritte der letzten Ankömmlinge.

John zog seine Beretta.

Suko trug keine Waffe. Er verließ sich auf seine stahlharten Karatefäuste.

Der Geisterjäger tauchte als erster in die Einfahrt. Suko folgte ihm mit einem Schritt Abstand.

Dicht an der linken Wand entlang schlichen sie weiter. Dort wo die Einfahrt in einem Hof mündete, hob sich ein etwas hellerer Schimmer ab. Schemenhaft konnte John die Umrisse eines Menschen erkennen.

Alles war still.

Dann – John und Suko hatten etwa die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht – flammten plötzlich Fackeln auf.

Rotgelbes Licht erhellte das Geviert des großen Hinterhofes und tanzte über die bleichen angespannten Gesichter der Menschenmenge.

John blieb stehen.

Er spürte Sukos Atem in seinem Nacken. Der hünenhafte Leibwächter hatte sich leicht geduckt und schob John Sinclair vor, als er sah, wie sich die Menschen in Bewegung setzten. Er und Sinclair mußten sich beeilen, wenn sie den Anschluß nicht verlieren wollten.

Rasch hatten sie das Ende der Einfahrt erreicht, fanden sich in dem von Fackelschein erhellten Hinterhof wieder und sahen, wie die Drachendiener durch eine Tür verschwanden.

Und plötzlich spürte John die Gefahr.

Es war wie ein tödlicher Hauch, der ihn streifte. Der Geisterjäger wollte herumwirbeln, Suko eine Warnung zurufen, doch es war zu spät.

Zwei Gestalten hatten sich aus dem Schatten der Mauer gelöst. Pfeilschnell wischten die gefährlichen Seidenschlingen durch die Luft und legten sich mit tödlicher Präzision um die Kehle des Yard-Beamten…

***

Es hatte alles wunderbar geklappt.

Die beiden Chinesen hatten keinen Verdacht gehegt. Für sie war Li Tse Feng bereits ein Diener des Drachen.

Der dunkle Mercedes rollte an der Wäscherei vorbei und hielt wenig später an. Die drei Insassen stiegen aus.

Li Tse Feng wurde in die Mitte genommen. Er sah nicht, daß er von John Sinclair und Suko beobachtet wurde, sondern steuerte zielstrebig den dunklen Schlund der Einfahrt an.

Dann gelangte er auf einen Hof, wo sich die meisten Diener des Drachengottes schon versammelt hatten.
Fackeln wurden angezündet.
Geisterhaft tanzte das Licht über die Häusermauern, zuckte über blinde Fensterscheiben und strich über die Gesichter der versammelten Menschen.
Li Tse Feng kannte diesen Hinterhof nicht. Er war zwar oft in der Gegend gewesen, hatte auch schon mit Wang in dessen Büro über die Wäscherei verhandelt, doch den Hof betrat er heute zum erstenmal.
Li Tse Feng fühlte sich unwohl. Die Geruchsmischung aus Schweiß und Mülltonnengestank bereitete ihm Unbehagen. Aber er mußte durchhalten, wenn er den Tod seiner Tochter sühnen wollte.
Plötzlich stand Jay Lee vor ihm.
Li Tse Feng hatte den Mann gar nicht kommen sehen, das Gedränge war zu groß.
Jay Lee trug ein bis zum Boden reichendes Drachengewand. Er sah darin lächerlich aus, doch Li Tse Feng hütete sich, nur ein Wort darüber verlauten zu lassen. Starr sah er Jay Lee an.
Jay Lee legte die Hände vor der Brust zusammen und verneigte sich. »Es ist eine große Freude für uns, den großen Li Tse Feng in unserem Kreis begrüßen zu dürfen. Du bist dem Ruf des Schwarzen Drachen gefolgt, obwohl er ein schweres Opfer von dir verlangt hat. Du bist ein würdiger Diener.«
Li Tse Feng konnte sich nur mit äußerster Mühe beherrschen. Er wußte, daß Suzy mit dem Opfer gemeint war. Am liebsten wäre er Jay Lee an die Kehle gesprungen, statt dessen aber sagte er: »Es ist mir eine Ehre, dem großen Tschin dienen zu dürfen.«
Jay Lee schluckte diese Lüge. »Laßt uns gehen«, sagte er, »wir wollen noch vor den anderen im Tempel sein.«
Schweigend machten die Menschen ihnen Platz, als sie auf die Eisentür zugingen, die den Eingang zum Keller bildete. Dann standen sie vor der Treppe, die in das Gewölbe hinunterführte. Ihre Schritte waren kaum zu hören, als sie über die Stufen gingen.
Nach der letzten Stufe tat sich das Gewölbe vor ihnen auf. Beeindruckt blieb Li Tse Feng stehen. Er war überrascht von der Größe des Saales. An den Wänden brannten ebenfalls Fackeln. Die kahlen Stellen waren mit dunklen Tüchern verhängt worden, auf denen das eingestickte Drachenmotiv immer wiederkehrte.
Doch all das war nichts, gegen Tschin – den Drachengott.
Aufrecht saß er auf seinem muschelförmigen Steinthron. Der häßliche Drachenkopf mit dem weit aufgerissenen Maul und der gespaltenen Zunge ließ Li Tse Feng erschauern.
Er sah die hervorquellenden Augen, die schuppige Haut und wurde in seinem Entschluß bestärkt, daß diese Bestie umgebracht werden

mußte.

Vor den Stufen des Throns blieb Li Tse Feng stehen. Er hatte den Blick gesenkt, konnte nicht mehr in diese schreckliche Fratze sehen. Er spürte das Gewicht des Dolches in seiner Innentasche, und er fragte sich plötzlich, ob es überhaupt möglich war, einen Teufel wie Tschin nur mit einem Dolch zu töten.

Abscheu, Haß – und Faszination zugleich erfaßten Li Tse Feng, als er den Drachengott anstarrte. Er hatte das Gefühl, die hervorquellenden Augen würden direkt in seine Seele sehen.

Li Tse Feng bemerkte nicht, wie sich das Gewölbe langsam mit Menschen füllte.

Sie alle sollten in dieser Nacht zu Dienern des Schwarzen Drachen werden und die Riesenstadt London überschwemmen. »Ich freue mich, daß du gekommen bist, Li Tse Feng«, sagte der Drachengott mit normaler männlicher Stimme. »Du bist dem Ruf des Blutes gefolgt. Dein Opfer soll nicht umsonst gewesen sein. Du sollst einer meiner Stellvertreter werden und damit Macht und Reichtum erhalten. Du wirst heute den Drachenschwur leisten, beim Kopf deiner Tochter!«

Die letzten Worte trafen den Chinesen wie Hammerschläge.

Unglaublich war das, was der Drachengott gesagt hatte.

Wang hob seine rechte Krallenhand.

Augenblicklich verstummten die flüsternden Stimmen. Die Menschen bildeten eine Gasse, um Jay Lee hindurchzulassen.

Der Chinese trug ein Tablett in der Hand.

Darauf lag…

Li Tse Feng begann zu zittern. Die Augen drohten ihm aus den Höhlen zu quellen. Das gesamte Gewölbe begann sich zu drehen, wurde zu einem rasenden Strudel.

»Der Drachenschwur!« dröhnte Tschins Stimme bis in den letzten Winkel seines Gehirns.

Li Tse Feng zwang sich dazu, tief durchzuatmen. Er sah den Kopf seiner Tochter – und die Augen, die ihn anklagend anstarrten.

Jay Lee stellte das Tablett auf die Stufen des Throns, verneigte sich und ging ein paar Schritte zurück.

Grabesstille lag über dem Gewölbe. Die Menschen wagten nicht einmal laut zu atmen.

Niemand sah Li Tse Feng seine Gefühle an. In seinem Innern tobte der Haß, der selbst den heißen Schmerz in seiner Brust noch besiegte.

Dann begann Tschin zu sprechen. »Du wirst zu mir gehören, Li Tse Feng! Endgültig! Ich bin der Sieger. Ich werde herrschen, wie ich es schon vor Jahrtausenden getan habe. Die Schwarze Magie hat mir zum Sieg verholfen, und wer sich gegen mich stellt, wird gnadenlos vernichtet!«

Die schuppigen Pranken des Drachengottes wischten durch die Luft.

Die Menschen hatten die Köpfe gesenkt. Die Stimme dröhnte noch in ihnen nach. Schon jetzt waren sie dem Drachengott hörig, obwohl noch nicht die Tätowierung auf ihren Oberkörper eingebrannt war.

»Vor meinem Thron steht Li Tse Feng«, redete der Drachengott weiter. »Er hat mir seine Tochter geopfert, und er ist nun bereit, den Drachenschwur abzulegen. Ihr kennt ihn, meine Diener. Li Tse Feng ist ein geachteter Mann unter euch. Er hat Einfhß, er hat Geld. Aber ich werde seinen Reichtum noch vergrößern, seine Macht stärken und ihm Kräfte verleihen, wie sie kein normaler Sterblicher besitzt. Aber nicht nur ihm. Auch ihr als meine Diener werdet bald keinen Feind mehr zu fürchten brauchen. Ich mache euch unbesiegbar. Ich, Li Wang! Ich habe die Mumie des Tschin aus dem alten China herholen lassen und bin mit ihm in eine magische Metamorphose eingetreten. Die Mumie des Tschin ist nicht mehr, aber seine Macht, die in diesem Körper noch existent war, ist auf mich übergegangen. Ich bin der Herr des Drachen!«

Die letzten Worte hallten schaurig durch das geheimnisvolle Gewölbe. Die Menschen wagten nicht mehr zu atmen. Sie hatten die Köpfe gesenkt, waren auf die Knie gefallen.

Das Böse lauerte in diesem geheimnisvollen Tempel und vergiftete die Seelen der Menschen. Tschin, der Dämonische, hatte es geschafft. Sein Sieg war nahe!

»Komm zu mir, Li Tse Feng!« rief er. »Du sollst als erster die Tätowierung des Drachen empfangen und damit den anderen zeigen, wer der Herr in dieser Stadt ist!«

Li Tse Feng hatte die Worte wohl vernommen, sie aber nicht begriffen. Für ihn zählte jetzt nur noch eines: Der Tod des Drachen!

Mit einem Schrei auf den Lippen riß er den Dolch unter seiner Jacke hervor und stürmte die Stufen des Throns empor.

Rot wie Blut leuchtete die Schneide des Dolches, als Li Tse Feng brüllte: »Stirb, Elender!«

***

Ein gewaltiger Ruck riß John Sinclair nach hinten. Die Luftzufuhr wurde ihm abgeschnitten, als sich die Seidenschlinge wie ein Messer in seine Haut grub.

Der Geisterjäger röchelte. Seine Augen drohten ihm aus den Höhlen zu quellen, er hörte dicht hinter sich das Keuchen des Chinesen und gleichzeitig das siegessichere Lachen.

Dieses Lachen war es, das in dem Geisterjäger die Reserven mobilisierte.

Er warf beide Hände hoch und nach hinten. John versuchte, den Kopf des Chinesen zu packen.

Es gelang ihm. Seine Hände klatschten gegen den Nacken des

Mannes, wurden zu einer stahlharten Klammer.

John Sinclair warf seinen Oberkörper nach vorn, und mit einem gewaltigen Kraftakt schleuderte er den Chinesen über seine Schulter. Der Mann wirbelte durch die Luft, krachte zu Boden – und ließ die tödliche Schlinge los.

Pfeifend sog John die Luft in seine malträtierten Lungen. Ein paar Herzschläge lang ging es ihm noch schlecht, drehte sich der Hof vor seinen Augen, dann hatte er sich wieder dank seiner ungeheuren Kondition erholt.

Der Killer mit der Seidenschlinge war wieder aufgesprungen. Er war kein tätowierter Drachendiener. John spürte nicht die leiseste Ausstrahlung der dämonischen Fratze.

Ein paar Yards weiter kämpfte Suko. John hörte das Klatschen von Schlägen, konnte sich aber nicht darum kümmern, denn der Chinese griff an.

Er schnellte sich vom Boden ab, und wie eine große Schere zielten die ausgestreckten Beine auf John Sinclairs Kopf.

Der Oberinspektor ließ sich fallen und konnte unter dem angreifenden Chinesen hinwegtauchen. Er rollte sich ein paarmal um die eigene Achse, sprang auf die Füße, zog mit einer raschen Bewegung seine Beretta, und ehe sich der heimlückische Killer versah, hatte John ihm den Lauf gegen den Schädel geschmettert. John wischte sich über die Stirn. Sein Blick erfaßte Suko, der neben seinem besiegten Gegner stand und John angrinste.

»Hat lange gedauert, Partner, aber gut«, sagte er.

John grinste. »Ich bin eben nicht solch ein As wie du.«

Die beiden Männer lachten und wandten sich dann der Tür zu, durch die die Diener des Drachen verschwunden waren.

Die Tür war aus Eisen. Sie hob sich kaum von den übrigen Hinterhofmauern ab.

Die Augen der Männer hatten sich inzwischen an die herrschenden Verhältnisse gewöhnt. John wich einigen alten Kisten aus und drückte auf die Metallklinke der Tür, die zum Glück nicht abgeschlossen war.

John und Suko tauchten in einen Gang ein. Glatte Wände, an denen Fackeln hingen. Tanzender Lichtschein, drückende Atemluft – und die Ausstrahlung des Bösen, die John Sinclair wie ein Seismograph registrierte. Sie waren dicht vor dem Ziel.

Niemand stellte sich ihnen in den Weg. Kein Aufpasser, kein Wächter. Unangefochten erreichten sie die nach unten führende Treppe. Vorsichtig nahmen sie die Stufen.

Man spürte die Nähe von Menschen. Und dann standen sie in dem unterirdischen Gewölbe.

John Sinclairs Blick erfaßte die Situation innerhalb von wenigen Sekunden.

Er sah die zahlreichen Drachendiener, die ihnen den Rücken zugewandt hatten – und er sah Tschin, den Drachengott, der auf einem muschelförmigen Thron saß und mit Li Tse Feng sprach, der in demütiger Haltung vor der Bestie kniete.

Plötzlich stand Suko dicht neben John Sinclair. »Wir teilen uns«, flüsterte er dem Geisterjäger ins Ohr. »Ich versuche, von hinten an die Bestie heranzukommen. Warte, bevor du angreifst.«

»Okay.«

Suko verschwand lautlos.

John konzentrierte sich wieder auf das Geschehen vorn am Drachenthron. Er hatte, weil Suko ihn abgelenkt hatte, die letzten Worte nicht verstanden, die gesprochen worden waren. Er sah aber auf einmal Li Tse Feng losrennen und hörte ihn brüllen: »Stirb, Elender!«

In den nächsten Augenblicken überstürzten sich die Ereignisse. Li Tse Feng jagte die Stufen zum Drachenthron hoch. Die gedrechselte Schneide des Dolches funkelte blutrot.

Tschin saß wie erstarrt auf seinem Thron.

John Sinclair versuchte sich mit Faust- und Ellenbogenschlägen Platz zu schaffen, sich eine Gasse durch die lebende Mauer aus Menschen zu bahnen.

Es war ein anderer, der sich Li Tse Feng entgegenwarf.

Jay Lee!

Versteckt hatte er alles mit ansehen können. Er, der dem Drachengott hörig war, fegte plötzlich seitlich auf Li Tse Feng zu und sprang ihn an.

Dicht vor dem muschelförmigen Thron prallen die beiden Männer zusammen, rollten die Stufen hinunter und begannen einen verzweifelten Kampf auf Leben und Tod.

Entsetzen hatten die anderen Drachendiener gelähmt. Sie wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten, einige wollten in den Kampf eingreifen, doch Tschins gewaltige Stimme hielt sie zurück.

Dieser Kampf war nach seinem Geschmack, da für ihn schon von vornherein feststand, wer der Sieger sein würde.

Jay Lee war ein perfekter Karatekämpfer, der auch noch die Techniken des Kung-Fu beherrschte, und normalerweise hatte Li Tse Feng keine Chance.

Er sah auch ganz so aus, als sollte Li Tse Feng verlieren. Jay Lee hatte die dolchbewehrte Hand seines Gegners gepackt, drehte sie zur Seite.

Doch Li Tse Feng gab nicht auf. Er wand sich wie eine Schlange, der Haß gab ihm ungeahnte Kräfte. Es gelang ihm, die Spitze des Dolches in Jay Lees Hand zu bohren.

»Aaaahhhh!«

Ein markerschütternder Schrei fegte durch das unheimliche Gewölbe. Jay Lee sprang wie von der Tarantel gebissen hoch. Er hielt sich die Hand, die plötzlich grau wurde, innerhalb von Sekunden die Farbe wechselte und von seinem Körper abfiel. Ein schwarzer Klumpen lag auf dem Boden.

Der Dolch hatte die Kräfte der Weißen Magie befreit.

Schon die Berührung reichte aus, um die Drachendiener sterben zu lassen. Wie Jay Lee, der sich mit furchterregendem Geschrei am Boden wand und dessen Körper innerhalb kürzester Zeit zerfiel.

Urplötzlich brach die Panik unter den Menschen los!

Sie, die bisher unter dem Bann des Drachen gestanden und Jay Lees Todeskampf entsetzt verfolgt hatten, rannten auf den Ausgang zu. Ein ungeheures Durcheinander entstand, in das auch Tschin, der Drachengott, keine Ordnung mehr bringen konnte.

Nur seine direkten Helfer, die Chinesen mit den Tätowierungen, hielten noch zu ihm. Zu fest waren sie mit der Bestie verkettet.

Li Tse Feng sah sich wild um.

»Mörder!« brüllte er, so laut er konnte, und hob seinen rechten Arm, um den Dolch auf Li Wang alias Tschin, den Drachengott, zu schleudern.

Doch plötzlich waren die Tätowierten da.

Zu fünft kreisten sie Li Tse Feng ein.

Messer blitzten.

Li Tse Feng wehrte sich verzweifelt, während John Sinclair noch immer gegen den Strom der Menschen ankämpfte und nur noch wenige Yards von Li Tse Feng entfernt war.

Doch da griff ein anderer in den Kampf ein.

Suko!

Wie ein Tiger flog er heran, in der linken Hand eine Fackel, mit der er wild auf die Tätowierten einschlug.

Ein mörderischer Kampf entbrannte.

Li Tse Feng lag am Boden. Er blutete aus zahlreichen Wunden. Ein letzter, heimtückischer Messerstich hatte ihn in den Rücken getroffen und das Leben aus seinem Körper gejagt.

Noch im Tod hielt Li Tse Feng den magischen Dolch umklammert, während um ihn herum Suko wie ein Berserker kämpfte. Und endlich hatte es John Sinclair geschafft.

Blitzschnell erfaßte er die Situation.

Ein gewaltiger Hieb schleuderte einen der Tätowierten zur Seite. John hatte freie Bahn, hechtete zu Boden und riß Li Tse Feng den magischen Dolch aus den erstarrten Totenhänden.

Ein Drachendiener flog auf John Sinclair zu.

Der Geisterjäger riß die Hand mit dem Dolch hoch.

Er traf.

Der Drachendiener starb unter Qualen, wie schon Jay Lee.

John Sinclair sprang auf und hetzte die Stufen des Thrones hoch.

Dann stand er vor dem Drachengott!

Er sah das gräßliche Maul, die mörderischen Reißzähne, die hervorquellenden Augen und spürte die ungeheure Macht des Bösen, die von diesem Dämon ausging.

Der Oberinspektor hatte plötzlich das Gefühl, er und Tschin wären die einzigen Wesen in der Tempelhalle.

»Du bist John Sinclair!« brüllte Tschin. Angst und Haß mischten sich in seiner Stimme.

»Ja!« erwiderte der Geisterjäger. »Du hast versprochen, mich zu töten, doch jetzt bist du an der Reihe. Der magische Dolch wird dich endgültig zur Hölle schicken.«

John hob die rechte Hand. Blutrot funkelte die Schneide der Waffe. Das Holz schien zu leben, von einer inneren Kraft erfüllt zu sein, die automatisch auf John Sinclair überging.

Wie festgeleimt saß Tschin auf seinem muschelförmigen Thron. Er, der eine ungeheure Macht besessen hatte, war dem Geisterjäger hilflos ausgeliefert.

John zögerte keine Sekunde mehr.

Mit einer blitzschnellen Bewegung schleuderte er den Dolch in den aufgerissenen Rachen der Bestie.

In der nächsten Sekunde war es vorbei.

Die Kräfte des Guten wurden plötzlich übermächtig. John sah, wie der gräßliche Körper des Drachengottes zu zittern begann. Schwarzer Rauch drang aus den Augenhöhlen. Die grüne schuppige Haut wurde dunkel, schrumpfte zusammen, bis sie pechschwarz war.

Der Höllenbote wurde von innen verzehrt.

Es waren kalte Flammen, die ihn auffraßen, die ihn gnadenlos zerstörten, bis nur noch ein kopfgroßer Klumpen übrigblieb, der in den folgenden Augenblicken zu Asche wurde.

Tschin, der Drachengott, existierte nicht mehr, und mit ihm war Li Tse Fengs Dolch verschwunden.

John Sinclair hatte wieder einmal einen Kampf gewonnen. Er sprang die Stufen hinunter und sah die Tätowierten am Boden liegen. Erstaunt bemerkte der Geisterjäger, daß die Tätowierungen auf den Oberkörpern der Drachendiener verschwunden waren. Von den vier Kämpfern lagen drei bewußtlos auf der Erde. Einer von ihnen hockte auf den Knien und starrte ihn an.

Genau wie Suko, der aus einer Bein- und Schulterwunde blutete und vor Li Tse Feng kauerte und dabei den leeren Blick auf den Kopf des Mädchens gerichtet hatte.

John Sinclair ließ Suko allein. Er ging zu seinem Bentley, um Superintendent Powell Bescheid zu geben.

***

»Nicht schießen!« brüllte Captain Helder, als er sah, daß eine Gestalt in der offenen Tür des Polizeireviers auftauchte.

Sein Befehl wurde befolgt. Dafür nagelten starke Scheinwerfer den Mann fest.

Helder sprang aus dem Wagen, lief mit raschen Schritten auf den Mann zu.

Menon wischte sich über die Augen, als er Helder erkannte.

»Sir?« fragte er. »Was ist denn hier los?«

Helder atmete tief ein. »Verdammt noch mal, das möchte ich von Ihnen wissen.«

»Ich – ich weiß nichts. Ich kann mich an nichts erinnern. Es klafft eine Lücke in meinem Gedächtnis. Es…«

Menon sprach nicht mehr weiter, denn soeben verließen die anderen Polizisten das Revier.

Augenblicklich waren ihre Kollegen da und nahmen sie fest.

Auch Lieutenant Bedell hatte es nicht mehr im Wagen gehalten. Er sah mit ungläubigem Blick auf die Oberkörper der Polizisten, die glatt und makellos waren.

»Ich verstehe das nicht«, stöhnte er wenige Minuten später, als er wieder mit Helder im Wagen saß.

Der Captain lachte hart. »Glauben Sie, ich, Lieutenant? Nein, hier scheint wahrhaftig der Teufel seine Hand mit im Spiel gehabt zu haben.«

»Ja, Sir«, erwiderte Bedell. »Ich glaube, damit haben Sie den Nagel genau auf den Kopf getroffen.«

***

John Sinclair hielt sich aus allem raus.

Einsam stand er an einem regnerischen Augustnachmittag am Grab eines jungen Mädchens.

Suzy war zusammen mit ihrem Vater beerdigt worden. Die Beerdigung war am Vormittag gewesen, unter großer Anteilnahme der chinesischen Bevölkerung. John war gekommen, als die anderen gegangen waren. In sich versunken stand er vor dem Grab und regte sich erst, als er hinter sich Schritte hörte.

John drehte sich um.

Suko bog in den schmalen Weg ein, der die Grabreihen teilte. Stumm blieb er neben John stehen, und der Geisterjäger sah Tränen in den Augen des muskelbepackten Hünen glitzern. John überlegte. Dann fragte er plötzlich: »Willst du für mich arbeiten, Suko? Ich meine, ich kann dir nichts zahlen, aber du kennst meinen Job, und du weißt, daß ich gegen die Mächte der Finsternis kämpfe. Ich würde mich freuen, wenn ich einen Mann wie dich an meiner Seite wüßte.«

Ein schmales Lächeln stahl sich um Sukos Mundwinkel. Dann reichte er dem Geisterjäger die Hand. »Einverstanden, John«, sagte er.

Die beiden Worte klangen wie ein Schwur.

ENDE